

*„Wer nie einen Hund gehabt hat, weiß nicht,
was Lieben und Geliebtwerden heißt!“*

Arthur Schopenhauer

Einleitende Worte und Hinführung zum Thema

„Tiere öffnen Welten“ so der schöne Titel eines Werkes des „Kuratorium Deutsche Altershilfe“ mit dem ich mich bei der Erstellung dieser Arbeit intensiv beschäftigt habe.

„Tiere öffnen Welten“ – diesen Satz kann ich für mich persönlich definitiv unterschreiben, denn Tiere sind seit meiner frühesten Kindheit ein sehr wichtiger Bestandteil meines Lebens. Unsere eigenen Tiere waren für meine Schwester und mich stets abwechslungsreiche Spielpartner, geduldige Zuhörer, treue Begleiter und in so manch schwieriger Situation unsere besten Freunde. Vor allem zu Hunden hatte ich schon früh einen sehr engen, ganz besonderen Bezug und konnte viele positive Auswirkungen der Mensch-Hund-Beziehung am eigenen Leib erfahren. Auch deshalb hat mich der Einsatz von tierischen Helfern in verschiedenen Arbeitsbereichen schon seit langem interessiert und beschäftigt, die Idee zum Thema dieser Bachelorarbeit besteht schon seit Beginn meines Studiums. Dass die Entwicklungen der letzten Jahre auf diesem Gebiet dafür gesorgt haben, dass diverse Tierarten, vor allem aber Hunde, in ganz unterschiedlichen Praxisfeldern der Sozialen Arbeit mittlerweile bereits wie selbstverständlich in die tägliche Arbeit mit den KlientInnen eingebunden werden, kam mir natürlich bei der Literatur- und Informationssuche im Vorfeld sehr entgegen. Auch in der Arbeit mit SeniorInnen, einer noch recht jungen Zielgruppe der Sozialen Arbeit, ist der Einsatz von Tieren heutzutage bereits in vielen Einrichtungen die Regel. Da diese Zielgruppe auf Grund gesellschaftlicher Entwicklungen in den letzten Jahren stetig angewachsen ist und für die Soziale Arbeit eigentlich kontinuierlich an Bedeutung gewonnen hat, fand ich diese Personengruppe als sehr passend und aus aktuellem Anlass sehr interessant für die Umsetzung meines Themas. Auch in Zukunft wird sich an dieser Entwicklung nichts ändern, die Anzahl älterer Menschen in unserem Lande wird weiter anwachsen. Umso wichtiger sind Konzepte in der Arbeit mit SeniorInnen, die dabei helfen unsere KlientInnen möglichst lange zu einem eigenständigen und vor allem lebenswerten Leben zu befähigen oder sie dabei bestmöglich zu unterstützen. Dass die tiergestützte Methode dabei in sehr vielen Fällen effektiv helfen kann wurde mir während den Recherchen und der Umsetzung dieser Arbeit wieder einmal deutlich bewusst. Ich hoffe dass die positive Entwicklung auf diesem Gebiet auch in Zukunft weiter vorangetrieben und professionalisiert wird, damit noch viele Menschen am eigenen Leib erfahren dürfen, dass „Tiere Welten öffnen!“

Die vorliegende Bachelorarbeit gliedert sich in drei Kapitel.

Im ersten Kapitel der Arbeit wird „Soziale Arbeit mit SeniorInnen“ vorgestellt. Es wird detailliert beschrieben auf Grund welcher gesellschaftlichen Entwicklungen die Soziale Arbeit mit SeniorInnen in den letzten Jahren stetig an Bedeutung gewonnen hat und warum auch in Zukunft von dieser Entwicklung auszugehen ist. Ziele und Inhalte Sozialer Arbeit mit SeniorInnen finden ebenso Platz wie die unterschiedlichen Arbeitsfelder innerhalb dieses Bereiches. Außerdem wird in diesem ersten Kapitel der Arbeit deutlich, warum ich mich für den Begriff des/r „SeniorIn“ entschieden habe.

Das zweite Kapitel steht dann ganz unter dem Titel „Tiergestützte Pädagogik“. Hier war mir zu erst einmal wichtig etwas Klarheit in das bestehende „Wirrarr“ an Begrifflichkeiten und verwendeten Ausdrücken im Bezug auf dieses Thema zu bringen. Deshalb werden sowohl gängige Begriffe aus dem angloamerikanischen Raum, als auch aus dem deutschsprachigen Raum ausführlich dargestellt, voneinander abgegrenzt und miteinander verglichen. Des Weiteren wird die Geschichte des Tiergestützten Arbeitens kurz beschrieben. Die Beschreibung der Mensch-Tier-Beziehung nimmt in diesem Kapitel den meisten Raum ein. Es wird die geschichtliche Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung im Allgemeinen geschildert und darüber hinaus kurz auf die Sonderstellung der Mensch-Hund-Beziehung eingegangen. Danach folgt eine gründliche Vorstellung der unterschiedlichen Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen, wobei an vielen Stellen die Bedeutung dieser Wirkungen auf SeniorInnen erklärt wird und eine Verbindung zur Arbeit mit SeniorInnen gezogen wird. Anhand fünf gängiger Modelle wird im Anschluss diese besondere Beziehung zwischen Mensch und Tier und ihre positiven Auswirkungen für uns Menschen begründet. Zum Abschluss des Kapitels finden kritische Worte zum Thema ihren Platz, bevor ganz am Ende der Bezug zur Sozialen Arbeit dargestellt wird.

Dieser Punkt bildet gleichzeitig den Übergang zum dritten und letzten Kapitel der Arbeit, in dem der Einsatz von Tieren in Einrichtungen für SeniorInnen vorgestellt wird.

Ich habe mich dafür entschieden bei diesem Punkt nur den Einsatz von Hunden in der Arbeit mit SeniorInnen beispielhaft darzustellen, da Hunde in der Praxis die am häufigsten eingesetzten Tiere sind und ich auf diesem Gebiet selbst praktische Erfahrungen gesammelt habe, die in meine Überlegungen mit einfließen konnten.

Neben den drei klassischen Arten der Integration werden in diesem Kapitel außerdem zwei sehr innovative Modelle beschrieben, die zeigen wie vielfältig Hunde in den Alltag von SeniorInnen eingebunden werden können, bevor mögliche Argumente gegen die Tierhaltung in Institutionen ganz am Ende der Arbeit aufgeführt werden.

„Tiere öffnen Welten“ – ich selbst war schon immer davon überzeugt und hoffe, dass durch diese Arbeit vielleicht noch der Eine oder Andere mehr überzeugt werden kann.

„Ein Hund hat in seinem Leben nur ein Ziel – sein Herz zu verschenken.“

J.R. Ackerley

1. Aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen

In diesem Teil der Arbeit sollen aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen zum Thema „Soziale Arbeit mit SeniorInnen“ angesprochen werden, die für die Soziale Arbeit an sich und das Verstehen dieser Bachelorarbeit wichtig sind.

1.1 Demographischer Wandel

Alte Menschen sind heutzutage in aller Munde und beschäftigen alle gesellschaftlichen Bereiche: Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Bildung und Soziales haben die Menschen im so genannten „Dritten und Vierten Alter“¹ als Forschungsobjekt und vor allem aber auch als kaufstarke Zielgruppe längst erkannt – die stetig wachsende Anzahl alter Menschen in unserem Lande rechtfertigt dieses Interesse dabei durchaus!

Der anscheinend sehr besorgniserregende demographische Wandel wird dabei immer wieder in Zeitung, Radio und TV thematisiert und dabei oft ganz unterschiedlich bewertet. Daher soll das Schlagwort „Demographischer Wandel“ an dieser Stelle erklärt werden.

Mit dem Begriff „demographischer Wandel“ an sich wird nur die Veränderung der Zusammensetzung der Alterstruktur einer Gesellschaft bezeichnet.

Dieser Begriff ist zunächst weder positiv noch negativ belastet, wobei in der heutigen Zeit eher negative Begleiterscheinungen und Auswirkungen mit diesem Ausspruch behaftet sind. Die demographische Entwicklung wird dabei von folgenden drei Faktoren beeinflusst: der Geburtenrate, der Lebenserwartung und dem Wanderungssaldo.

Die Entwicklung der Bevölkerungszahl ergibt sich aus der Summe des Wanderungssaldo und des Geburten- oder Sterbeüberschusses.

Die demographische Entwicklung in Deutschland ist durch folgende drei Hauptpunkte gekennzeichnet: eine sinkende Geburtenrate, eine steigende Lebenserwartung und das damit verbundene steigende Durchschnittsalter und durch Zuwanderung.

Diese drei Punkte werden im Folgenden kurz erläutert.

¹ Drittes Alter von 60/65 bis 80/85 Jahre; Viertes Alter ab ca. 80/85 Jahre
(<http://www.bio-pro.de/de/life/magazin/01931/index.html>, 15.09.2008)

Die Geburtenzahl in Deutschland ist in den letzten Jahren stark gesunken: von fast 1,2 Millionen Geburten im Jahre 1964 auf ca. 730 000 Geburten im letzten Jahr (ca. -22%).

Seit 1973 hält Deutschland deswegen einen traurigen Rekord: Es war das erste Land, in dem die Zahl der Sterbefälle höher war als die Zahl der Geburten. Prognosen gehen davon aus, dass diese Entwicklung weiter anhält. Die zu erwartende Folge: in 40 bis 50 Jahren kommen in Deutschland auf eine Geburt zwei Sterbefälle. Entscheidende Gründe hierfür sind die von Generation zu Generation sinkende Anzahl junger Frauen, der Verfall von traditionellen Werten wie Familie und dem daraus resultierenden Trend zu immer mehr kinderlosen Singlehaushalten und einer nach wie vor sehr schweren Vereinbarkeit von Beruf und Familie, von Karriere und Kind.

Während die Geburtenrate in Deutschland abnimmt, steigt die Lebenserwartung dagegen beständig an. Die Lebenserwartung liegt heute bei ca. 77 Jahren bei Männern bzw. 82 Jahren bei Frauen. (Vgl. Quelle statistisches Bundesamt:

<http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Tabellen/Content50/LebenserwartungDeutschland.templateId=renderPrint.psml>, 15.09.2008)

Bis ins Jahr 2050 wird ein Anstieg auf 81,8 Jahre bei Männern und auf 86,6 Jahre bei Frauen erwartet.

Das Durchschnittsalter der Bevölkerung wird aufgrund der steigenden Lebenserwartung und der sinkenden Geburtenzahl von derzeit 41 Jahren auf ca. 48 Jahren in der nächsten Generation ansteigen. Diese Entwicklung lässt sich auch am Altenquotienten ablesen. Der Altenquotient gibt das Verhältnis der Bevölkerung im Rentenalter (ab 60 Jahren) im Verhältnis zur Bevölkerungsgruppe im Erwerbsalter (20 bis 59-jährige) wieder. 1995 lag der Altenquotient bei 37, 2001 schon bei 44, womit 100 Menschen im Erwerbsalter 44 Personen im Rentenalter gegenüberstanden. Die langfristige Betrachtung zeigt einen weiteren erheblichen Anstieg des Altenquotienten. Der Altenquotient wird bis 2030 auf 71 und bis 2050 weiter auf 78 steigen. (Vgl. Quelle statistisches Bundesamt,

http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pk/2006/DateReport/Statement_Radermacher.templateId=renderPrint.psml, 15.09.2008)

Da Deutschland mittlerweile längst ein Zuwanderungsland ist, zählt auch eben diese Zuwanderung als wichtiger Punkt der demographischen Entwicklung. Ohne die Zuwanderung würde die Bevölkerungsgröße in Deutschland bereits heute abnehmen. Dass dem noch nicht so ist, rührt daher, dass die Zuwanderung in den letzten Jahrzehnten im Saldo bei ungefähr 165.000 Menschen pro Jahr lag.

Für die Soziale Arbeit² ergeben sich aus dieser Entwicklung eine Vielzahl an Fragestellungen und Aufgaben.

Lange Zeit konzentrierte sich die Soziale Arbeit mit ihren Angeboten und Leistungen auf Kinder und Jugendliche, auf Menschen mit Behinderungen oder auf suchtkranke Menschen (Aufzählung beispielhaft) und zählte SeniorInnen nicht zu einer ihrer primären Zielgruppen. Auch in der sozialpädagogischen Ausbildung kamen Fragen zum Alter kaum vor und es herrschte weit verbreitet der Tenor: „Die Sozialpädagogik tut sich offensichtlich schwer mit dem Alter!“ (Schweppe, 2005, S. 1). Mittlerweile jedoch führt durch die demographische Entwicklung kein Weg mehr an dieser Zielgruppe vorbei. Dazu kommt, „dass Alter im Rahmen moderner Gesellschaften und gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklungen (...) zunehmend risikohaft, problembehafteter und bewältigungsintensiver“ ist und dadurch die Soziale Arbeit „hinsichtlich der Entwicklung und Bereitstellung von Unterstützungsarrangements“ (Vgl. Schweppe, 2005, S. 1) geradezu dazu aufgefordert wird, SeniorInnen als KlientInnen wahrzunehmen und dementsprechend zu unterstützen.

In diesem Kapitel der Arbeit werden daher wichtige Aufgaben und Ziele sowie verschiedene Arbeitsbereiche der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen aufgezeigt und das Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit in Bezug auf sozialpädagogische Altenarbeit vorgestellt und erläutert, da auf Grund der oben besprochenen Thematik auch in Zukunft von einer steigenden Wichtigkeit Sozialer Arbeit mit SeniorInnen ausgegangen werden kann.

1.2 Lebensphase „Alter“

Bis zur Einführung des Regelpensionsalters im Zuge der Entstehung der Rentenversicherung (Wende zum 20. Jahrhundert) war die Lebensphase „Alter“ nicht als eigenständige Lebensphase anzusehen (Vgl. Gerlinger, Naegele; 2005; S. 32).

Vor dieser grundlegenden Änderung blieb den Menschen meist nichts anderes übrig als bis an ihr Lebensende zu arbeiten, um sich und die Familie zu ernähren.

Erst ab diesem Zeitpunkt „war eine Pensionierung unabhängig vom Gesundheitszustand möglich“ (Ehmer, 1990, S. 78ff in: Gerlinger, Naegele; 2005; S. 32) und der Begriff „Alter“ wurde von nun an synonym mit dem Begriff des „Ruhestandes“ verwendet.

Seit dieser Zeit hat Alter „eine quantitativ und qualitativ andere gesellschaftliche Position erhalten“ (Gerlinger, Naegele; 2005; S. 32) und ist als eigene Lebensphase anerkannt.

² Soziale Arbeit und Sozialpädagogik werden in dieser Arbeit synonym verwendet

Eine „allgemein verbindliche Grenze für den Beginn oder das Eintreten“ dieser Lebensphase kann trotzdem nicht eindeutig festgelegt werden (Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30). „Das Alter“ ist abhängig vom kalendarischen, biologischen, psychisch-intellektuellen und sozialen Alter, die sich alle gegenseitig bedingen und beeinflussen (Vgl. Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30).

Das kalendarische Alter ist nach dem Geburtsdatum bestimmt und lässt dadurch Rückschlüsse auf prägende Lebensereignisse zu (Kriege usw.). Außerdem hat es juristische Konsequenzen, welche den sozialen Aspekt³ bezeichnen.

Unser biologisches Alter resultiert sowohl aus unserer genetischen Programmierung, als auch aus erfahrenen äußeren Einflüssen. Es wird auf der Grundlage bestimmter Merkmale unseres körperlichen Zustandes z.B. der Elastizität unseres Knochengerüsts oder der Faltigkeit unserer Haut bestimmt.

Auch das psychisch-intellektuelle Alter ist „Ergebnis eines sehr komplexen Zusammenwirkens von Anlage und Umwelt“ (Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30).

Die „vorangegangenen Sozialisations- und Personalisationsprozesse“ (Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30) grenzen dabei den Verhaltensspielraum ein. Ob man also aktiv oder eher zurückgezogen altert wird maßgeblich von individuellen Einstellungen und Haltungen zu sich selbst, zum Alter generell oder zum Beispiel auch zum Thema „Tod“ beeinflusst (Vgl. Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30). Das psychologisch-intellektuelle Alter wird demnach bestimmt durch das eigene Erleben und Empfinden; den Ausspruch „Man ist so alt wie man sich fühlt“ erscheint an dieser Stelle sehr passend. Das psychologisch-intellektuelle Alter steht nicht in direkter Abhängigkeit zu den anderen Altersaspekten.

Das soziale Alter schließlich ist stärkerer Normierung ausgesetzt und wird nach den Rechten und Pflichten bestimmt, die uns in der jeweiligen Gesellschaft eingeräumt werden und dadurch wie wir diese wahrnehmen. Dabei ist zu beachten, dass Rechte und Pflichten immer einem starken gesellschaftlichen Wandel in allen Altersgruppen unterliegen. Entscheidend ist außerdem die Rollenwahrnehmung im Rentenalter (z.B. Berufsrolle, Familienrolle, Ehrenämter in Politik, Pflege, Kirche, Vereine...).

Eine eindeutige Abgrenzung bzgl. einer klar festgelegten Altersgrenze der Lebensphase „Alter“ gestaltet sich in der Theorie folglich mehr als schwierig.

³ sozialer Aspekt = Regelung des Zusammenlebens durch Gesetze, die sich auf das kalendarische Alter beziehen z.B. Volljährigkeit, Schulpflicht, Rentenanspruch

In der Praxis dagegen hat es sich zumeist durchgesetzt, lediglich das kalendarische Alter zur Bestimmung der Eintrittsgrenze in die Lebensphase „Alter“ heranzuziehen, nämlich dann, wenn Menschen mit ca. 65-67 Jahren aus dem Berufsleben ausscheiden und in den Ruhestand wechseln.

Heutzutage kann die Lebensphase „Alter“ auf Grund der gestiegenen Lebenserwartung der Menschen gut und gerne 30 Jahre und mehr umfassen. Eine erneute Differenzierung innerhalb dieser Lebensphase scheint also von Nöten, um der Pluralität innerhalb dieser Gruppe gerecht zu werden. Alte Menschen werden deshalb oft nach Alterskategorien klassifiziert. Prah/Schroeter zum Beispiel typisieren die „60-75Jährigen als die „jungen Alten“, die 75-90Jährigen als „die Alten“, die 90-100Jährigen als die „Hochbetagten“ und die über 100Jährigen als die „Langlebigen“ (Prah/Schroeter, 1996, S. 13 in Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30). In der Bevölkerungswissenschaft und bei offiziellen Statistiken dagegen werden Menschen über 60. bzw. 65 Jahren schon zu den Alten gerechnet (Vgl. Gerlinger, Naegele; 2005; S. 30).

Da die Lebensphase „Alter“ in der Zwischenzeit eine so große Menge an Menschen ganz unterschiedlichen Alters und Gesundheitszustandes betrifft, wird in einer aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskussion in unserem Lande der Begriff des „alten Menschen“ an sich in Frage gestellt.

Im täglichen Leben, sei es im Restaurant, im Kaffee oder auch in der Werbung wurde dieser Term schon längst vom Begriff des/der „SeniorIn“ abgelöst.

Dieser Begriff soll im nächsten Abschnitt vorgestellt werden, um den für die weitere Arbeit geeigneten Begriff zu bestimmen.

1.3 „Alte Menschen“ vs. „SeniorInnen“

Da die Lebensphase „Alter“ wie oben bereits angesprochen heutzutage eine viel größere Spannbreite an Menschen umfasst und viel länger andauert als noch vor einigen Generationen, erscheint die Diskussion des Begriffs „alter Mensch“ bzw. „älterer Mensch“ durchaus angebracht.

Der Begriff des/der „SeniorIn“ findet in den letzten Jahren immer häufiger Verwendung und erscheint vielen Betroffenen selbst als passender und durchaus wünschenswert.

In Deutschland gibt es wie bereits erwähnt verschiedene Vorstellungen darüber, ab wann eine Gruppe von Menschen zu den „älteren Menschen“ gehört. Meist wird jedoch das reale Renteneintrittsalter eines Menschen als Altersgrenze angegeben, jenseits dieser der

Mensch als „alt“ gilt. Doch die Mehrheit von Rentnern gibt offen zu, ein Problem damit zu haben von diesem Zeitpunkt an nun der Gruppe der „älteren Menschen“ anzugehören. Laut einer Schweizer Zeitung hat dies eindeutige Gründe: „Viele Aktivitäten, die früher nur jüngeren Erwachsenen zugetraut wurden, werden heute von älteren Menschen ausgeübt. Mobilität und Reiselust älterer Menschen haben stark zugenommen, und sportliche Aktivitäten gehören zum „erfolgreichen Alter“ - mehr ältere Menschen getrauen sich heute, Leistungssport zu betreiben. Sich im Alter modisch zu kleiden, war früher verpönt, heute gehört es zur Norm“ (<http://www.nzz.ch/2005/09/27/ky/articleD1WLW.html>, 24.09.2008). Selbst Sexualität im Alter, vor einigen Jahren noch ein absolutes Tabuthema, wird heutzutage offener diskutiert und praktiziert. Der Film „Wolke 9“ von Andreas Dresen, der Anfang September 2008 in den deutschen Kinos anlief, ist hierfür ein gutes und ganz aktuelles Beispiel. Der Film erzählt auf wunderbare und witzige Art die kompromisslose Liebesgeschichte von Inge (knapp 70 Jahre) und Karl (knapp 80 Jahre). Liebe, Lust, Leidenschaft und Sex bei älteren Menschen werden ganz natürlich und selbstverständlich thematisiert und dargestellt. Der Film räumt also mit vielen gesellschaftlichen Klischees auf, sprengt so manche Gedankenmauer und sorgte damit für Kopfschütteln, aber auch viel Beifall bei Kritikern und Publikum. Das lange für unmöglich gehaltene Lernen im Alter gilt heute gar als Voraussetzung für erfolgreiches Altern. Diese dargestellte soziokulturelle Verjüngung älterer Menschen ist eine Ursache für die unzufriedene Haltung Betroffener, laut Gesellschaft von einem bestimmten Zeitpunkt an „zum alten Eisen“ gehören zu sollen. Seit den 1980er Jahren hat sich der Lebensstil von SeniorInnen wesentlich geändert und zwar eindeutig in Richtung einer aktiven und innovativen Lebensgestaltung. Im Vergleich zu früher sind in diesen Tagen bei weitem nicht alle, aber doch viele ältere Menschen sozial gut integriert und haben eine hohe Lebenszufriedenheit. „Eine zentrale Ursache für diese Entwicklung ist einerseits die Tatsache, dass die neuen Rentnergenerationen schon seit ihrer Jugend mit einer aktiven, leistungs- und körperlich orientierten Kultur konfrontiert wurden“ (<http://www.nzz.ch/2005/09/27/ky/articleD1WLW.html>, 24.09.2008). Diese Rentnergeneration ist somit die erste Generation, die erfolgreich gelernt hat, trotz hohen Alters jugendlich zu bleiben. Darüber hinaus hat sich die Gesundheit älterer Menschen verbessert. Dies hängt eng mit „der wirtschaftlichen Wohlstandsentwicklung und einer besseren sozialpolitischen Absicherung des Alters“ (<http://www.nzz.ch/2005/09/27/ky/articleD1WLW.html>, 24.09.2008) zusammen. All diese Entwicklungen tragen dazu bei, dass die „Generation 50+“ größtenteils den Begriff des/der „SeniorIn“ in Bezug auf sich selbst gegenüber dem Begriff des „älteren Menschen“ bevorzugt. Da auch ich diesen als passender und geeigneter empfinde, werde ich in meiner weiteren Arbeit den Begriff des/der „SeniorIn“ verwenden.

*„Man kann vieles kaufen –
das Schwanzwedeln eines Hundes nicht!“*

Louis Armstrong

2. Ziele und Inhalte Sozialer Arbeit mit SeniorInnen

Die Aufgabenfelder, Inhalte und Zielvorstellung Sozialer Arbeit mit SeniorInnen sind zu vielseitig und unterschiedlich, als dass sie an dieser Stelle vollständig wiedergegeben werden könnten.

Ich beschränke mich in diesem Teil der Arbeit daher auf die meiner Meinung nach wichtigsten Punkte und werde diese im Folgenden erläutern.

Die Soziale Arbeit mit SeniorInnen „ist weder begrifflich noch als Handlungsfeld klar umrissen. Ihre aktuelle Situation ist durch historische Entwicklungen, rechtliche und politische Vorgaben, Trägerinteressen und die beteiligten Berufsgruppen mit ihren teils konkurrierenden Problem- und Handlungsperspektiven geprägt“ (Otto; 2005; S.11).

Dies macht eine Definition ihrer Aufgaben und Ziele so schwer und bringt auch bei Experten ganz unterschiedliche Vorstellungen zu Tage.

Eine einheitliche „Profilierung“ Sozialer Arbeit mit SeniorInnen wird momentan erschwert, „da innerprofessionelle Entwicklungsverläufe auf veränderte strukturelle und normative Rahmenbedingungen treffen“ (Otto; 2005; S.11), was die Anpassung aller Berufsgruppenangehöriger erheblich erschwert.

Trotzdem ist die Soziale Arbeit mit SeniorInnen im Rahmen sozialpädagogischer Hilfe und Unterstützungen zu einem sehr wichtigen Aufgabenfeld geworden.

Soziale Arbeit mit SeniorInnen setzt meist dann ein, wenn SeniorInnen ihren Alltag nicht mehr selbstständig organisieren können, hilfebedürftig werden, ihre Alltagssituation nicht mehr durchschauen und außerstande sind, Ressourcen im Sozialraum zu aktivieren oder zu rekrutieren. In der Regel bezieht sich Soziale Arbeit mit SeniorInnen „auf das individuelle Hilfeangebot für den einzelnen älteren Menschen“ (Otto; 2005; S.11).

Aber auch mehrere SeniorInnen gleichzeitig können je nach Angebot zur Zielgruppe sozialer Arbeit werden. Auf Grund der Vielfalt an SeniorInnen, die oftmals ganz unterschiedliche biographische, finanzielle und gesundheitliche Voraussetzungen mit sich bringen, findet heutzutage oftmals eine Spaltung der Angebote für das „junge“ oder „neue“ Alter und das „schwere“ oder „belastende“ Alter statt (vgl. Otto; 2005; S.16).

In dieser Pluralität liegt ein wichtiges Ziel der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen begründet: Ein zentrales Ziel der Sozialpädagogik liegt darin, „alte Menschen in ihren je eigenwilligen und individuellen Lebensentwürfen zu begleiten und sie bei der Bewältigung der damit verbundenen lebenszyklischen Ambivalenzen sowie der sozialen und gesellschaftlichen Ungleichzeitigkeiten und Hindernisse zu unterstützen“ (Schweppe, 2005, S. 41).

Im Umgang mit SeniorInnen geht es vor allem darum, „Strukturen und Räume zu befördern, in denen sich alte Menschen differenziell und individuell eigensinnig entwickeln können, so dass Leben im Alter durch Strukturen, Räume und Gelegenheiten in der Lebensumwelt abgesichert ist“ (Schweppe, 2005, S. 42).

„Pädagogisch inszenierte Orte“ (Schweppe, 2005, S. 43) können dabei helfen, unzulängliche Lebensumstände zu überwinden. Diese sollen den SeniorInnen „Gelegenheiten und Räume für Erfahrungen, Wissen, Tätigkeiten oder soziale Bezüge bieten“ (Schweppe, 2005, S. 43), die ohne das entsprechende Angebot möglicherweise nicht entwickelt werden könnten. Förderlich dabei ist es die bestehenden „Brücken zu den Strukturen des sozialen Nahraums“ (Schweppe, 2005, S. 43) zu nutzen und auszubauen und dadurch die Ressourcen in der Lebenswelt der SeniorInnen bestmöglich zu erschließen. Diesen Punkt finde ich eine sehr wichtige Aufgabe der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass ein zentraler Auftrag der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen „in der Beeinflussung und Stärkung von Umweltbedingungen des Lebensraums von alten Menschen liegt (...)“ (Schweppe, 2005, S. 43).

Die gesellschaftspolitische Funktion Sozialer Arbeit mit SeniorInnen besteht darin, „sozialpädagogische Arbeit mit Alten, die Entfaltung individueller Subjektivität mit der Umbildung gesellschaftlicher Verhältnisse“ (Schweppe, 2005, S. 43) zu verschränken.

Gesetzliche Grundlage der Arbeit mit SeniorInnen ist der § 75 Bundessozialhilfegesetz (BSHG) (vgl. Anlage 0). Erst seit der Einführung dieses Gesetzes gibt es die „staatliche Verpflichtung zur Schaffung einer Altenhilfeinfrastruktur“ (Schmidt, 2004, S. 216).

Da einige der oben angesprochenen Ziele und Inhalte (Ressourcenorientierung, Sozialraumorientierung usw.) Sozialer Arbeit mit SeniorInnen gleichzeitig auch wichtige Elemente der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sind und sozialpädagogische Arbeit mit SeniorInnen auch oft als eben diese lebensweltorientierte Soziale Arbeit verstanden wird, folgt eine genaue Erklärung des Ansatzes der lebensweltorientierung am Ende des Kapitels.

*„Egal wie wenig Geld und Besitz du hast,
einen Hund zu haben, macht dich reich!“*

Louis Sabin

3. Die Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen

In diesem Teil der Arbeit sollen die unterschiedlichen Arbeitsfelder Sozialer Arbeit mit SeniorInnen kurz erläutert werden.

3.1 Offene Arbeit mit SeniorInnen

Als offene Arbeit mit SeniorInnen werden Einrichtungen, Maßnahmen, Angebote und Veranstaltungen bezeichnet, die sich nicht ausschließlich bzw. vorrangig auf die Erbringung professioneller Pflegeleistungen beziehen, sondern viel mehr den Bereichen der allgemeinen Beratung, des Wohnens, der Freizeitgestaltung und der Beschäftigung sowie den damit verbundenen Problemen für SeniorInnen zuzurechnen sind.

Sie umfasst folglich die Arbeit mit SeniorInnen im Bildungs- Kultur- und Sozialbereich (vgl. Schweppe, 2005, S.332). Offene Altenhilfe ist nicht nur als ergänzender Bereich zur professionellen gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung von SeniorInnen zu verstehen, sondern stellt einen eigenständigen gesellschaftlichen Gestaltungsbereich dar mit Elementen wie Bildungsangebote und Kulturarbeit, Prävention, Engagementförderung und Partizipation. Angestrebte Ziele bei der offenen Arbeit mit SeniorInnen sind unter anderem Selbsthilfe, soziale Integration, bürgerschaftliches Engagement oder auch gesellschaftliche Verantwortung. Zur Verwirklichung dieser Ziele ist die tiergestützte Methode sehr gut geeignet, wie wir an den verschiedenen Beispielen in Kapitel 3 sehen werden. Tiere können den SeniorInnen bei vielen dieser Aufgaben unterstützend zur Seite stehen und oftmals als große Motivation dienen. In Anbetracht der demographischen Entwicklung und den veränderten sozialen Strukturen kommt bei der offenen Arbeit mit SeniorInnen auch generationenübergreifenden Aspekten eine immer größere Bedeutung zu. So will die offene Arbeit mit SeniorInnen Menschen verschiedener Altersgenerationen ansprechen und dadurch den Austausch zwischen den Generationen fördern und unterstützen. Offene Arbeit mit SeniorInnen wird von diversen sozialen Trägern, wie zum Beispiel dem Caritas Verband oder dem Diakonischen Werk, angeboten und richtet sich im Wesentlichen an „Menschen ohne gravierende und kontinuierliche gesundheitliche Beeinträchtigungen oder andere Abhängigkeiten“ (Schweppe, 2005, S. 332).

3.2 Ambulante Arbeit mit SeniorInnen

Seit den 1960er Jahren hat sich ein weiterer Tätigkeitsbereich in der Arbeit mit SeniorInnen entwickelt – der ambulante Bereich.

Dieser zielt auf jene SeniorInnen ab, „die zwar noch in der eigenen Häuslichkeit leben, hierzu jedoch auf Grund körperlicher oder psychischer Beeinträchtigungen Hilfe durch soziale Dienste benötigen“ (Schweppe, 2005, S. 336).

Die ambulante Unterstützung möchte damit die Selbstständigkeit der Betroffenen weitestgehend erhalten und ihnen den Verbleib in der eigenen Wohnung ermöglichen, so lange wie es gewünscht wird und sinnvoll ist.

Angebote dieser ambulanten Hilfe umfassen zum Beispiel Sozialstationen oder ambulante Pflegedienste.

Die wohl bekannteste Form dieser Art der Unterstützung ist das so genannte „Essen auf Rädern“, jedoch können die zu verrichtenden Aufgaben im Einzelfall stark variieren und unter anderem folgende Punkte enthalten:

- ✓ Alten-, Kranken-, und Familienpflege
- ✓ Psychiatrische und gerontopsychiatrische Pflege
- ✓ Hauswirtschaftliche Versorgung
- ✓ Einhaltung von ärztlichen Anordnungen
- ✓ Maßnahmen zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit und Linderung der Leiden
- ✓ Sterbebegleitung, würdevolles Sterben ermöglichen.

Auch die Unterstützung und Anleitung von pflegenden Angehörigen und die Vermittlung von Diensten fallen in den Aufgabenbereich der ambulanten Arbeit mit SeniorInnen.

Finanziert wird diese Art der Hilfe durch die Krankenversicherung, die Pflegeversicherung, das Sozialamt oder durch Selbstzahlung.

In Deutschland wird der ambulante Bereich sowohl durch die großen Träger wie das Rote Kreuz oder der Caritas Verband abgedeckt, als auch durch kleine private Träger.

3.3 Teilstationäre Arbeit mit SeniorInnen

Der teilstationäre Bereich ist der am wenigsten entwickelte Bereich innerhalb der Sozialen Arbeit mit SeniorInnen.

„Er zielt auf alte Menschen, die noch in ihrer Häuslichkeit leben, aber temporär, d.h. für einige Stunden täglich (...), die Hilfe von Diensten und Einrichtungen außerhalb ihrer Häuslichkeit benötigen“ (Schweppe, 2005, S. 339).

Ziel dieser Form der Unterstützung ist die Erhaltung einer relativ hohen Selbständigkeit der SeniorInnen in ihrer Häuslichkeit und die damit verbundene Verhinderung oder Verzögerung des Heimeintritts.

Tagespflegeheime und Altentagesstätten/Altenbegegnungsstätten sind die häufigsten Maßnahmen innerhalb dieses Arbeitsbereiches.

Meist sind solche Einrichtungen an ein Heim oder einen ambulanten Dienst angegliedert. Für die SeniorInnen gibt es dort Angebote und Möglichkeiten der Kommunikation, Freizeitgestaltung, Beratung oder Bildung. Darüber hinaus werden Mahlzeiten angeboten und pflegerische oder therapeutische Dienste zur Verfügung gestellt (vgl. Schweppe, 2005, S. 339).

3.4 Stationäre Arbeit mit SeniorInnen

Die stationäre Arbeit mit SeniorInnen „umfasst jene Einrichtungen, die alten Menschen, die auf Grund geistiger, seelischer oder körperlicher Einschränkungen nicht mehr im eigenen Haushalt leben können, Wohnraum zur Verfügung stellen, sie versorgen, betreuen und ggf. pflegen“ (Schweppe, 2005, S. 339).

Unterschiedliche Einrichtungstypen wie Altenheime, Altenpflegeheime, Altenwohnheime und Altenstifte, die sich alle im Grad der geleisteten Betreuung, Pflege und Versorgung unterscheiden (vgl. Anlage 1), fallen unter diesen Bereich der Hilfe.

Viele dieser Institutionen haben nach wie vor mit lebensweltorientiertem und menschenwürdigem Leben wenig zu tun. Auf Grund von fragwürdigen Konzeptionen, finanziellen Engpässen, einem zu niedrigen Personalschlüssel und längst überholter Traditionen haben viele dieser Einrichtungen nach wie vor einen „Anstalts- oder Verwehrcharakter“ (Schweppe, 2005, S. 340). „Mangelnde Selbstbestimmungsrechte, eigene Zeitrhythmen, ein geringer Handlungsspielraum, Bevormundungspraktiken, Einsamkeit, Isolation und Monotonie (...)“ (Schweppe, 2005, S. 340) sind bei vielen Heimen an der Tagesordnung und gehören zum Alltag der dort wohnenden SeniorInnen.

Durch die massive Kritik der letzten Jahre an diesen „Totalen Institutionen“, entstanden eine Reihe grundlegender konzeptioneller Überlegungen zur Reformation der Arbeit mit SeniorInnen in Richtung „Lebensweltorientierung“ und „Lebensweltorientierter Pflege“ (vgl. Schweppe, 2005, S. 340). Da dieser Ansatz meiner Meinung nach auch beim Einsatz von Tieren in der Arbeit mit SeniorInnen eine tragende Rolle spielt, soll er im nun folgenden Punkt vorgestellt werden.

„Das große Vergnügen an einem Hund ist, dass du in seiner Gegenwart ruhig einen Narren aus dir machen kannst. Er wird dich dafür nicht schelten, sondern auch einen aus sich selbst machen.“

Samuel Butler

4. Soziale Arbeit mit SeniorInnen als Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Das Konzept des lebensweltorientierten Arbeitens hat sich mittlerweile in fast allen Arbeitsbereichen Sozialer Arbeit durchgesetzt oder zumindest etabliert.

Effektives Arbeiten mit SeniorInnen, ganz egal in welcher Form auch immer (vgl. Kapitel 1, Punkt 3), kann meiner Meinung nach nur gelingen, wenn Vorstellungen und Ziele dieser Theorie in der täglichen Arbeit mit den KlientInnen umgesetzt werden.

Hans Thiersch prägte den Begriff der Lebensweltorientierung in seinem Konzept einer „Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“, mit dem er versucht, das Wesen eines professionellen sozialpädagogischen Selbstverständnisses und einer Struktur institutionalisierter Hilfen zu bestimmen.

Ursprünglich aus der Kinder- und Jugendhilfe heraus und auch für sie entwickelt, wird dieses Konzept wie bereits erwähnt mittlerweile auch vermehrt von anderen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit entdeckt und dort umgesetzt, was deutlich macht, dass das Konzept sehr vielseitig, tragfähig und allgemein passend ist.

„Lebensweltorientierte Soziale Arbeit (...) lässt sich auf die Lebensverhältnisse der Menschen (...) ein, respektiert ihre Handlungs- und Deutungsmuster, ihre Bewältigungsstrategien (...). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sucht im Alltag Möglichkeiten eines „gelingenderen Alltags freizusetzen““ (Thiersch in Woog, 2006, S. 9). Das Konzept zielt also auf eine Verbesserung der alltäglichen Handlungskompetenz, eine Förderung der Lebenspraxis und eine Aktivierung der Betroffenen hin zur Selbstorganisation.

Außerdem geht es bei Lebensweltorientierung um eine Stützung der primären Hilfebeziehungen und das Einnehmen einer Perspektive, die an den subjektiven Sichtweisen, Bedürfnissen und Möglichkeiten der AdressantInnen anknüpft.

Durch die Stärkung der Lebensbereiche und der sozialen Zusammenhänge soll die individuelle Handlungsfähigkeit gestärkt werden, ohne die individuelle Subjektivität einzuschränken oder zu verhindern.

Astrid Woog hat in Anlehnung an Hans Thiersch's „Strukturmaxime einer lebensweltorientierten Jugendhilfe“ (Alltagsorientierung, Prävention, Partizipation, Integration/Normalisierung, Dezentralisierung/Regionalisierung), diese Grundsätze auf die Arbeit mit SeniorInnen übertragen, die ich im Folgenden kurz erläutern werde.

Alltagsnähe oder „Alltagsorientierung berücksichtigt den alltäglichen Lebens- und Erfahrungsraum vor Ort und bezieht ihn mittels einer ganzheitlichen Sichtweise in die Beratungs- und Unterstützungsarbeit mit ein“ (Woog, 2006, S. 43), was zu einer Erleichterung des Alltags führen soll.

Die Prävention bedeutet in diesem Zusammenhang, „die Inszenierung und Stabilisierung einer belastbaren und unterstützenden Infrastruktur im Sozialraum, die Bildung und Stabilisierung allgemeiner Kompetenzen zur Lebensbewältigung, sowie die Schaffung gerechter Lebensverhältnisse“ (Woog, 2006, S. 44).

Partizipation bedeutet die SeniorInnen an allen sie selbst betreffenden Entscheidungen zu beteiligen und in den Entscheidungsfindungsprozess einzubeziehen. Dies kann vom Essensplan bis zur Freizeitgestaltung jede Sparte des alltäglichen Lebens betreffen.

„Integration/Normalisierung zielt auf eine Lebenswelt ohne Ausgrenzung (...), auf eine Lebenswelt ohne Unterdrückung und Gleichgültigkeit (...)" (Woog, 2006, S. 44).

Damit ist jedoch nicht Egalisierung gemeint, sondern vielmehr die „Anerkennung von Unterschieden auf der Basis elementarer Gleichheit“ (Woog, 2006, S. 44).

Dadurch soll die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gewährleistet werden.

„Dezentralisierung/Regionalisierung und Vernetzung meint die Präsenz der Hilfen vor Ort (...). Die Angebote vor Ort müssen den AdressantInnen bekannt gemacht werden, und die Dienste müssen gut erreichbar, also schwellenfrei für die alten Menschen sein“ (Woog, 2006, S. 44), da sie sonst sinnlos wären. Dabei sollen die vorhandenen Strukturen und Ressourcen im Sozialraum genutzt und/oder verbessert werden.

Die lebensweltorientierung wird im Bezug auf Soziale Arbeit mit SeniorInnen oftmals mit dem in der Gerontologie beheimateten Konzept der „Autonomie“ (vgl. Otto, 2004, S. 204) in Verbindung gebracht, da beide Modelle in vielen Punkten übereinstimmen. „Lebensweltorientierung betont nicht nur die Vielfalt der im Alltag zu bewältigenden Aufgaben und Probleme, sondern auch die grundsätzlich autonome Zuständigkeit aller Menschen für ihren je eigenen Alltag (...)" (Otto, 2004, S. 204).

Auch die tiergestützte Arbeit mit SeniorInnen kann man als Teil eines lebensweltorientierten Ansatzes sehen, da Tiere zu unserer Lebenswelt unweigerlich dazugehören und im Alter wichtige Unterstützung bei der Umsetzung der genannten Punkte beitragen können (Prävention, Integration, Mobilität usw.). Dieser Zusammenhang wird in Kapitel 3 „Hunde in der Arbeit mit SeniorInnen“ dargestellt.

„Der Hund ist das einzige Lebewesen, das uns mehr liebt als wir selbst.“

Fritz von Unruh

1. Definitionen

Im angloamerikanischen Raum (USA, Kanada, Australien, England) wurde die hohe Effektivität des tiergestützten Arbeitens sehr viel früher erkannt als in Deutschland und Europa. Verstärkte Forschungen und eine institutionelle Anerkennung verschiedener Formen waren die Folgen. Dort gab es daher auch schon in den 1970er Jahren die ersten unterschiedlichen Bezeichnungen für den tiergestützten Einsatz.

Im Folgenden werden nun wichtige Begriffe und Abgrenzungen im angloamerikanischen Raum vorgestellt, um danach mögliche Bezeichnungen, Unterscheidungen und Kriterien für den deutschsprachigen Raum zu erläutern.

1.1 Begriffliche Abgrenzung im angloamerikanischen Raum

In diesem Teil werden wichtige Begrifflichkeiten für den angloamerikanischen Raum erklärt und die wesentlichen Unterschiede zwischen so genannten „Animal-assisted activities“ und der „Animal-assisted therapy“ aufgezeigt.

1.1.1 Pet therapy (PT)

Der Begriff der „Pet therapy“ fand 1969 zum ersten Mal in der Entwicklung des Einsatzes von Tieren in der psychologischen und pädagogischen Praxis Verwendung und ist die älteste Bezeichnung für die ersten Versuche (Haus-)Tiere in irgendeiner Form in der Therapie einzusetzen.

Eher zufällig entdeckte der amerikanische Psychotherapeut Boris M. Levinson im Jahr 1969 die enormen Chancen von Tieren als Co-Therapeuten.

Ein verhaltensauffälliger Junge, der bis dato jeglichen Kontakt mit anderen Menschen ablehnte, traf in Levinsons´ Praxis zufällig auf dessen Hund „Jingles“, zu dem er sich sofort hingezogen fühlte. Nach kurzer Zeit fasste der Junge Vertrauen, wurde mutiger und begann sich zu öffnen. Er fragte ob der Hund immer in der Praxis sei, um mit den anwesenden Kindern zu spielen und nachdem Levinson ihm dies bejahte, wünschte er sich wiederkommen zu dürfen.

Ohne jegliche wissenschaftliche Erkenntnisse oder Erfahrungen war Levinson „zu seiner Zeit noch dem Hohn und Spott der Fachwelt“ (Niepel, 1998, S. 12ff) ausgesetzt und dennoch von seinen Entdeckungen so überzeugt, dass er von nun an seinen Hund „Jingles“ immer mit zu Sitzungen nahm, bei denen er Kinder erwartete, die schwer zugänglich oder in Beziehung zu anderen Menschen schwierig waren.

Der Begriff der „Pet therapy“ wird heute zu Tage kaum noch verwendet - durchgesetzt haben sich mittlerweile die von der Delta Society⁴ geprägten Definitionen, namentlich die der „Animal-assisted activity“ (AAA) und „Animal-assisted therapy“ (AAT), die in den folgenden Punkten erläutert werden.

1.1.2 Animal-assisted activity (AAA)

“AAA provides opportunities for motivational, educational, recreational and/or therapeutic benefits to enhance quality of life. Animal-assisted activities are delivered in a variety of environments by specially trained professionals, paraprofessionals, and/or volunteers, in association with animals that meet specific criteria”

(<http://www.deltasociety.org/AnimalsAAAAbout.htm#aaa>; 28.08.2008).

„Animal-assisted activities“ haben demnach die Verbesserung der Lebensqualität von Betroffenen als Ziel. Sie bieten Möglichkeiten der Unterstützung bezogen auf motivationale, erzieherische, rehabilitative und/oder therapeutische Prozesse, um dieses Ziel zu erreichen.

Ein großer Teil der „Animal-assisted activities“ sind so genannte „meet and greet activities“ (<http://www.deltasociety.org/AnimalsAAAAbout.htm#aaa>; 28.08.2008).

Dies bedeutet, dass das Tier meist zusammen mit seinem Besitzer einen einzelnen oder auch mehrere Klienten in der Gruppe besucht. Dabei soll allein die Begegnung zwischen Mensch und Tier und die sich daraus möglicherweise ergebenden Handlungen und Gespräche positive (Aus-)Wirkungen auf die Klienten haben.

AAA beinhalten also hilfreiche Kontakte und Interaktionen zwischen Mensch und Tier.

In Deutschland werden solche Besuchsdienste zum Beispiel von Vereinen wie dem Verein „Tiere helfen Menschen e.V.“ oder von engagierten Privatpersonen initiiert.

Anders als bei einem therapeutischen Einsatz von Tieren ist die Vorgehensweise bei den AAA nicht auf eine bestimmte Person oder auf bestimmte medizinische Voraussetzungen

⁴ Die Delta Society gibt es in den USA seit 1977. Sie ist inzwischen die weltweit größte Organisation, die sich mit tiergestützter Therapie, tiergestützter Aktivität, der Ausbildung von Tieren und Tierführern und mit der heilenden Kraft von Tieren in der Mensch-Tier-Beziehung auseinandersetzt. Die dort gewonnenen Daten werden wissenschaftlich untermauert und veröffentlicht.

zugeschnitten. Im Gegensatz zum therapeutischen Einsatz werden nicht für jeden Besuch konkreten Ziele angestrebt, der Besuchsverlauf ist weitestgehend spontan und die Dauer kann flexibel und individuell gehandhabt werden.

1.1.3 Animal-assisted therapy (AAT)

“AAT is a goal-directed intervention in which an animal that meets specific criteria is an integral part of treatment process. AAT is directed and/or delivered by health/human service professionals with specialized expertise, and within the scope of practice of his/her profession.

AAT is designed to promote improvement in human physical, social, emotional, and/or cognitive functioning. AAT is provided in a variety of settings and may be group or individual in nature. This process is documented and evaluated”

(<http://www.deltasociety.org/AnimalsAAAAbout.htm#aaa>; 28.08.2008).

AAT ist demnach eine zielgerichtete Intervention, bei der das eingesetzte Tier integraler Bestandteil des Behandlungsprozesses ist.

AAT ist gebunden an qualifizierte Experten mit spezifischer Ausbildung, die das Tier in ihrem Berufs-/Praxisfeld einsetzen. Dies sind vor allem MitarbeiterInnen von Gesundheits- und Sozialdiensten. Ziel der AAT ist eine Verbesserung der körperlichen, sozialen, emotionalen und kognitiven Funktionen des Klienten/Patienten.

AAT kann mit Einzelpersonen oder in Gruppen und in sehr unterschiedlichen Einsatzsituationen durchgeführt werden. Der Behandlungsprozess dokumentiert und evaluiert.

1.1.4 Unterscheidungsmerkmale AAA und AAT (vgl. Anlage 2)

Zwischen „Animal-assisted activities“ (AAA) und der „Animal-assisted therapy“ (AAT) gibt es viele Gemeinsamkeiten und oftmals ist eine klare Abgrenzung der beiden Formen Tiergestützter Intervention nicht möglich, da die Übergänge häufig fließend sind.

Auch manche Fachleute haben „Schwierigkeiten mit der Unterscheidung von AAA und AAT“ (vgl. Niepel, 1998, S.66). Trotzdem nennt die Delta Society drei (Unterscheidungs-) Merkmale, die zur Abgrenzung und Orientierung herangezogen werden können.

Die „Animal-assisted therapy“ ist immer zielgerichtet! Ein im Voraus bestimmter Soll-Zustand soll dabei erreicht werden z.B. im Bezug auf soziale Fähigkeiten oder sprachliche

Fertigkeiten des/der KlientenIn/PatientenIn. Der Einsatz der Tiere dient immer dem Erreichen des formulierten Endzieles oder einem Teilziel dessen im Therapieverlauf. Solange diese Ziele vor dem Einsatz nicht eindeutig definiert und benannt sind, darf die Tiergestützte Arbeit nicht als Therapie bezeichnet werden (Vgl. Vernooij, 2008, S. 32).

Wichtig bei der Definition der beiden Interventionsmöglichkeiten ist die veränderte Begrifflichkeit. Im Zusammenhang mit AAA wird dabei nur von „unterstützenden Möglichkeiten“ gesprochen, während die Definition von AAT die Bezeichnung „Behandlungsprozess“ beinhaltet. Dabei unterstreicht „der Begriff „Behandlung“ als wesentlich medizinisch-psychologischer Terminus den Unterschied zwischen unterstützender Einwirkung und Therapie“ (Vernooij, 2008, S. 32).

Ein zweiter wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die „Animal-assisted therapy“ ein integraler Bestandteil in der professionellen Arbeit der jeweiligen Fachkraft ist. Dies können unter anderem ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen, PhysiotherapeutInnen, ErgotherapeutInnen oder SozialarbeiterInnen sein.

Das dabei eingesetzte Tier muss bestimmte Merkmale und Kriterien erfüllen und ist oftmals professionell vortrainiert oder geschult.

Als „Animal-assisted therapy“ (AAT) kann eine solche Intervention nur dann bezeichnet werden, wenn die Fachkraft das Tier in ihrem eigenen Fachgebiet einsetzt.

Besucht zum Beispiel ein Physiotherapeut in seiner Freizeit zusammen mit seinem Hund den örtlichen Kindergarten, so müsste dies wiederum als „Animal-assisted activity“ (AAA) bezeichnet werden.

Der dritte entscheidende Unterschied zwischen AAA und AAT liegt in der Dokumentation und Evaluation der Prozesse. Bei der „Animal-assisted therapy“ müssen im Unterschied zu „Animal-assisted activities“ die Ergebnisse, der Verlauf und möglicherweise erreichte Fortschritte einer jeden Sitzung festgehalten und auf ihre Effektivität vor dem Hintergrund der jeweiligen Zielsetzung überprüft werden.

1.2 Begriffliche Abgrenzung im deutschsprachigen Raum

Die Begrifflichkeit im deutschen Sprachraum ist nicht offiziell festgelegt.

Auch ist in entsprechender Fachliteratur keine einheitliche Terminologie zu finden.

In Deutschland gibt es bislang keine anerkannte Ausbildung des Berufsbildes, ein/e unter Einbezug von Tieren arbeitende/r PädagogIn in Deutschland ist demnach nicht hauptberuflich PädagogIn für Tiergestützte Maßnahmen. Dies liegt vor allem daran, dass

in Deutschland Uneinigkeit darüber besteht, mit welchen Grundqualifikationen (LehrerIn, SozialarbeiterIn usw.) welche Zusatzqualifikation erworben werden muss, um tiergestützt arbeiten zu können. Daher entstehen viele Tiergestützte Maßnahmen hierzulande aus (persönlichem) Interesse am Einbezug von Tieren. Die ausübenden MitarbeiterInnen haben meist mehr oder weniger qualifizierte Zusatz- und/oder Fortbildungen über den Einsatz von Tieren im pädagogischen und/oder therapeutischen Bereich. Die Tiergestützte Intervention entsteht also oftmals als Zusatzangebot zum Grundberuf und nicht als hauptberufliche Maßnahme. Diese beschriebene Problematik und die fehlende offizielle Definition der Begrifflichkeit macht eine Abgrenzung der vielfältig verwendeten Ausdrücke sehr schwierig. Im Folgenden sollen die vier wesentlichen Begriffe kurz erläutert werden, die in der Fachliteratur im Zusammenhang mit Tiergestützter Intervention am häufigsten genannt werden. Am Ende werden die Unterschiede zwischen „Tiergestützter Pädagogik“ und „Tiergestützte Therapie“ dargestellt.

1.2.1 Tiergestützte Aktivität (TG A)

Der Begriff der „Tiergestützten Aktivität“ wird im deutschsprachigen Raum analog zum Begriff der „Animal-assisted activity“ (vgl. 1.1.2) verwendet und deshalb hier nur sehr kurz vorgestellt.

Aus der Übersetzung der Definition von „Animal-assisted activities“ laut Delta Society ergibt sich folgende Bedeutung tiergestützter Aktivitäten:

„Unter Tiergestützten Aktivitäten sind Interventionen im Zusammenhang mit Tieren zu verstehen, welche die Möglichkeiten bieten, erzieherische, rehabilitative und soziale Prozesse zu unterstützen und das Wohlbefinden von Menschen zu verbessern“

(Vgl. aus dem Englischen <http://www.deltasociety.org/AnimalsAAAAbout.htm#aaa;>).

Tiergestützte Aktivitäten (TG A) dienen in erster Linie der Steigerung der Lebensqualität.

Der Begriff des „Wohlbefindens“ bildet laut Vernooij eine wesentliche Grundlage für den Einsatz Tiergestützter Aktivitäten – Er bezeichnet Zielrichtung und Resultat der Tiergestützten Aktivität (Vgl. Vernooij, 2008, S. 35).

Den wohl größten Teil der „Tiergestützten Aktivitäten“ machen so genannte „Tierbesuchsdienste“ (Vgl. Anlage 3) (Vgl. Kapitel 3, Punkt 1.1) aus, jedoch ist die Bandbreite an Einsatzmöglichkeiten Tiergestützter Aktivitäten so groß, dass es zu weit führen würde, diese komplett aufzuführen und zu erläutern. Beispielhaft seien des Weiteren das Spaziergehen mit Tieren oder der Besuch eines Streichelzoos als Möglichkeiten Tiergestützter Aktivitäten genannt.

1.2.2 Tiergestützte Förderung⁵ (TG F)

Tiergestützte Förderung meint Interventionen mit Tieren, die auf der Basis eines Förderplanes vorhandene Ressourcen des/r KlientIn stärken und unzulänglich ausgebildete Fähigkeiten verbessern sollen.

Ziel dieser Art von Förderung ist die Unterstützung von Entwicklungsschritten.

Diese können im körperlichen Bereich (z.B. bestimmte Bewegungen ausführen, um mit dem Tier zu spielen oder es zu berühren, Anregung der Sinne und Lebensgeister, Entspannung), im seelisch-geistigen Bereich (z.B. emotionale Öffnung, Aufmerksamkeit und Konzentration erreichen) oder im sozialen Bereich (z.B. Kontaktaufnahme mit der Umwelt, Verantwortung, Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit) beheimatet sein oder undefiniert bleiben (z.B. wird eine Situation geschaffen, in der eine Mensch - Tier Begegnung stattfinden kann; was sich daraus ergibt bleibt offen).

1.2.3 Tiergestützte Pädagogik (TG P)

Die eben beschriebene Tiergestützte Förderung (TG F) gehört im Wesentlichen dem Bereich der Pädagogik an, deshalb wird in Fachliteratur darüber hinaus häufig der Begriff der „Tiergestützten Pädagogik“ verwendet.

Nach Schwarzkopf geht es bei der Tiergestützten Pädagogik um die emotionale und soziale Intelligenz (Vgl. Schwarzkopf, 2003, S. 255).

Die Definition Tiergestützter Pädagogik lautet nach Vernooij wie folgt:

„Unter Tiergestützter Pädagogik werden Interventionen im Zusammenhang mit Tieren subsumiert, welche auf der Basis konkreter, klienten-/ kindorientierter Zielvorgaben Lernprozesse initiieren, durch die schwerpunktmäßig die emotionale und soziale Kompetenz des Kindes (KlientIn) verbessert werden soll. Sie werden durchgeführt von Experten im pädagogischen-sonderpädagogischen Bereich unter Einbezug eines Tieres, welches für den Einsatz speziell trainiert wurde. Ziel der Tiergestützten Pädagogik ist die Initiierung und Unterstützung von sozial-emotionalen Lernprozessen, das heißt, Ziel ist der Lernfortschritt in diesem Bereich“ (Vernooij, 2008, S. 41).

⁵ Förderung = „Förderung bedeutet die unterstützende und helfende Intervention, um zum Beispiel bei Kindern Entwicklungsfortschritte zu aktivieren und zu festigen. Menschen mit Beeinträchtigungen bedürfen eine über die allgemeine Förderung hinausgehende spezifische Förderung, die auch in Form einer Tiergestützten Intervention möglich und sinnvoll ist“ (Vernooij, 2008, S. 36 ff).

Die Tiergestützte Pädagogik, die die positive und einmalige Wirkung von Tieren auf Menschen bei der Erziehung und Bildung nutzt, steckt in Deutschland; z.B. im Vergleich zu Amerika noch in den Anfängen, obwohl in den letzten Jahren eine enorme Ausbreitung entsprechender Angebote stattgefunden hat (Vgl. Anlage 4 und Anlage 5).

1.2.4 Tiergestützte Therapie (TG T)

Der Begriff der „Tiergestützten Therapie“ (TG T) wird im deutschsprachigen Raum meist analog zum Begriff der „Animal-assisted therapy“ (vgl. Kapitel 2, Punkt 1.1.3) verwendet. Bei der Tiergestützten Pädagogik steht der Lernprozess des/r KlientIn im Vordergrund, wohingegen die Tiergestützte Therapie eher auf die gezielte Einwirkung auf bestimmte Persönlichkeits- oder Leistungsbereiche oder auf die Verarbeitung von Erlebnissen und die Reduzierung von Ängsten hinzielt.

Auch hierzu eine Definition von Monika Vernooij:

„Unter Tiergestützter Therapie werden zielgerichtete Interventionen im Zusammenhang mit Tieren subsumiert, welche auf der Basis einer sorgfältigen Situations- und Problemanalyse sowohl das Therapieziel als auch den Therapieplan unter Einbezug eines Tieres festlegen. Sie sind auf eine gezielte Einwirkung auf bestimmte Leistungs- und/oder Persönlichkeitsbereiche, oder auf die umfassende Be- und Verarbeitung von konfliktreichem Erleben ausgerichtet. Sie werden durchgeführt von therapeutisch qualifizierten Personen, die je nach Therapiekonzept das spezifisch trainierte Tier als integralen Bestandteil in die Behandlung einbeziehen. Ziel der Tiergestützten Therapie ist die Verhaltens-, Erlebnis- und Konfliktbearbeitung zur Stärkung und Verbesserung der Lebensgestaltungskompetenz“ (Vernooij, 2008, S. 44).

Die Tiergestützte Therapie richtet sich auf drei wesentliche Wirkungsfelder: Das Psychische, das Soziale und das Physische! Sie versteht sich als ganzheitliches Entwicklungs- und Förderangebot. Auch die Tiergestützte Therapie ist seit mehreren Jahren deutlich im Aufschwung in Deutschland und immer mehr Projekte werden gestartet und finanziert (Vgl. Anlage 6). Zur besseren Übersicht und Verständlichkeit der in Deutschland geläufigen Begriffe dient die Übersicht in Anlage 7.

1.2.5 Tiergestützte Pädagogik versus Tiergestützte Therapie

Wie oben bereits angesprochen, ist eine Differenzierung der beschriebenen Begriffe in Deutschland sehr schwierig, da sie selbst von Experten oft wahllos und willkürlich durcheinander geworfen werden und/oder nicht immer sinngemäß verwendet werden und es bislang keine „offizielle, professionelle Abgrenzung zwischen diesen Bereichen gibt“ (Jonas, 2007; S. 8). Die nicht einheitlich verwendeten Begrifflichkeiten schaffen dabei Verwirrung und Konfusion statt Klarheit.

Am häufigsten im Gebrauch sind hierzulande die Begriffe der „Tiergestützten Pädagogik“, unter die häufig auch „Tiergestützte Aktivitäten“ fallen oder diese damit gemeint sind, und der Begriff der „Tiergestützten Therapie“.

Um eine Differenzierung der Begriffe vorzunehmen und diese anschließend richtig einsetzen zu können, scheint es mir notwendig, zu allererst einmal die Definitionen von „Therapie“ und „Pädagogik“ näher zu beleuchten. Aus dieser Abgrenzung wird auch hervorgehen, warum ich mich für meine Arbeit für den Gebrauch des Wortes „Tiergestützte Pädagogik“ entschieden habe. Die Begriffe „Tiergestützte Pädagogik“ und „Tiergestützte Soziale Arbeit“ werden in dieser Arbeit synonym verwendet.

Die Therapie bezeichnet in der Medizin die Maßnahmen zur Behandlung von Krankheiten und Verletzungen. Ziel des Therapeuten ist die Heilung, die Beseitigung oder Linderung der Symptome und die Wiederherstellung der körperlichen oder psychischen Funktion.

Im Wörterbuch der Medizin wird Therapie wie folgt definiert: „(griech.) Gesamtheit der Behandlungsmaßnahmen zur Heilung einer Krankheit“ (Wörterbuch der Medizin, 1974, S. 1391 in Wagner, 2007, S. 37).

Die Therapie hat also immer einen krankhaften oder von der Norm abweichenden Ausgangspunkt und in ihrem Vordergrund steht nur die Beseitigung von Krankheiten. Sie ist deshalb sehr defizitorientiert angelegt.

Die Definition von Pädagogik nach Meyers Taschenlexikon geht dagegen in eine völlig andere Richtung: „(gr.) Wissenschaft von der Erziehung und Bildung. Die Pädagogik reflektiert die Erziehung- und Bildungsziele und ihre Verwirklichungsmöglichkeit, kritisiert von ihrem wissenschaftlichen Standpunkt aus die Erziehungswirklichkeit. Sie befasst sich im Einzelnen z.B. mit den biologischen, psychologischen, soziologischen Voraussetzungen der Erziehung, der Überwindung von sozial bedingter Barrieren, der Lernmotivation, der Didaktik, der Methodik des Unterrichts, dem Schulwesen bzw. seiner Reform“ (Meyers Taschenlexikon, 2004, S. 508 in Wagner, 2007, 38).

Die (Sozial)Pädagogik versucht demnach unter anderem die Eigenverantwortung eines Menschen und damit seinen selbstständigen Umgang mit allgemeinen Lebenslagen⁶ in der Gesellschaft zu stärken.

Sie setzt sich also für die Inklusion benachteiligter und/oder beeinträchtigter Personen ein, indem sie Fähigkeiten und Ressourcen eines jeden Einzelnen anerkennt und fördert. Im Gegensatz zur Therapie orientiert sich die (Sozial)Pädagogik demnach ganz klar an vorhandenen Stärken, Begabungen und Anlagen einer Person und wird deshalb auch oft als „ressourcenorientiert“ bezeichnet. Ihre Aufgabe ist es, „Menschen zur Reflexion ihrer prekären, psychosozialen Lage anzuregen und bei der selbst bestimmten Verbesserung dieser Verhältnisse zu helfen“ (<http://www.studienwahl.de/index.aspx?e1=4&e2=1&e3=6&e4=6&e5=0&e6=0&tn=0>, 05.09.2008).

Da man beim Einsatz von Tieren in der Altenarbeit in der Regel die Aktivierung und Stärkung von vorhandenen Ressourcen wie zum Beispiel Vitalität, Mobilität oder auch geistiger Aktivität im Alltag verfolgt und nur in sehr seltenen Fällen den therapieüblichen Abbau von Krankheitssymptomen oder ähnlichem, finde ich den Begriff der „Tiergestützten Pädagogik“ im Zusammenhang mit dieser Arbeit passender.

Soziale Arbeit rückt immer den Menschen, das Individuum und sein soziales Umfeld, seine Lebenswelt in den Mittelpunkt des Interesses und versucht durch Anleitung zu Selbsthilfe und Stärkung seiner Fähigkeiten die Benachteiligung und Ausgrenzung bestimmter Personen(gruppen) zu verhindern oder zu beseitigen. Dieser ressourcenorientierte Ansatz passt ebenfalls besser zum Begriff der „Tiergestützten Pädagogik“. Aus diesen Gründen werde ich im weiter Verlauf der Arbeit den Begriff der „Tiergestützten Pädagogik“ verwenden. In der Gesellschaft jedoch verbindet man den Begriff „Pädagogik“ nach wie vor sehr stark mit der Bildung von Kindern und Jugendlichen, SeniorInnen sträuben sich deshalb oftmals dagegen, bei entsprechenden Angeboten von Pädagogik zu sprechen. Auch wenn es seit einiger Zeit einen speziellen Begriff für die Pädagogik mit älteren Menschen, die so genannte Gerontagogik gibt, werde ich synonym zum Begriff der „Tiergestützten Pädagogik“ die Begriffe „Tiergestütztes Arbeiten“ und „Tiergestützte Intervention“ gebrauchen, um das Begriffsproblem der „Pädagogik“ im Bezug auf SeniorInnen zu umgehen.

⁶ Der Begriff Lebenslage bezeichnet die allgemeinen Umstände und den Rahmen der Möglichkeiten, unter denen einzelne Personen oder Gruppen in einer Gesellschaft leben, einschließlich der dabei eingenommenen sozialen Position. Zum Wesen des Begriffs gehört, dass er unterschiedliche Aspekte (mehrere Dimensionen) umfasst. Hierzu zählen beispielsweise die Familiensituation, die Arbeitssituation, die Einkommens- und Vermögenssituation, der Gesundheitszustand, die Wohnverhältnisse oder die Bildung. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Lebenslage>)

„Man kann ohne Hund leben, aber es lohnt sich nicht!“

Heinz Rühmann

2. Geschichtliche Entwicklung der tiergestützten Intervention

Dass Tiere die menschliche Entwicklung und das Wohlbefinden eines Menschen positiv beeinflussen können, ist keine neuzeitliche Erkenntnis, wie der Satz von Walther Vogelweide (ca. 1170-1230), dass ein „tier dem herze wöl macht“ beweist.

(Greiffenhagen, 2007, S. 13)

Bereits im 8. Jahrhundert wurden Tiere in Belgien zu therapeutischen Zwecken eingesetzt; im 18. Jahrhundert gründeten Quäker⁷ eine Anstalt für Geisteskranke, die eine Art „Anstaltsbauernhof“ besaß, auf dem sich die PatientInnen um kleine Gärten und Tiere kümmerten, denn die Mönche waren damals schon der Meinung: „Den in der Seele und am Körper Beladenen hilft ein Gebet und ein Tier!“ (Greiffenhagen, 2007; S. 14).

Frühe Erkenntnisse in diesen Bereichen wurden jedoch nicht dokumentiert und waren für die Nachwelt nicht ausreichend festgehalten und so musste die Geschichte im letzten Jahrhundert von neuem geschrieben werden.

„Die Einsicht, dass Tiere den Menschen nicht nur Fleisch liefern, Lasten tragen und Gesellschaft leisten, sondern helfen und heilen können, führte zu einer weltweiten Bewegung, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auch Deutschland erfasste.“ (Greiffenhagen, 2007, S. 14)

Dabei wird Boris Levinson als „Begründer der Tiergestützten Therapie“ gesehen, weil er als erster, ein Tier gezielt in seiner Arbeit als Kinderpsychotherapeut einsetzte (Kapitel 1, Punkt 1.1.1) (Vgl. Vernooij, Monika A.; Schneider, Silke; „Handbuch der tiergestützten Intervention“; S. 26). Sein Buch⁸ im Jahre 1969 brachte den Durchbruch auf diesem Gebiet und gilt noch heute als Meilenstein der Tiergestützten (Psycho)Therapie.

Erst Mitte der 1980er Jahre wurden in Deutschland erstmals systematische Studien zum Thema erfasst, Experimente und Studien durchgeführt.

1987 wurde der Verein „Tiere helfen Menschen e.V.“ gegründet, der bis heute wichtige Presse- und Informationsarbeit leistet und z.B. Tierbesuchsdienste organisiert.

Trotzdem hinkte Deutschland der internationalen Entwicklung stets hinterher und konnte den Vorsprung anderer Länder (v.a. USA) auf diesem Gebiet bis heute nicht aufholen. Anlage 8 zeigt eine Übersicht wichtiger Eckdaten der geschichtlichen Entwicklung.

⁷ Quäker: Religionsgemeinschaft christlichen Ursprungs, die vor allem in den englischsprachigen Teilen der Welt verbreitet ist. Sie entstand in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Nordwesten Englands.

⁸ Levinson, Pet-Oriented Child Psychotherapy, 1969

*„Der einzige absolute Freund, den der Mensch in dieser selbstsüchtigen Welt
haben kann, der ihn nie verlässt, der sich nie undankbar
oder betrügerisch verhält, ist sein Hund.“*

Woody Allen

3. Die Mensch-Tier-Beziehung

In diesem Teil der Arbeit soll die Mensch-Tier-Beziehung im Allgemeinen und als kurzer Zusatz auch die Mensch-Hund-Beziehung im Besonderen vorgestellt werden.

Darüber hinaus werden an dieser Stelle verschiedene Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen aufgeführt und mögliche Erklärungsansätze hierfür vorgestellt.

3.1 Die Mensch-Tier-Beziehung allgemein

Schon seit Beginn der Menschheit ist die Beziehung zwischen Mensch und Tier dokumentiert und hat seither allen Widerständen und Widrigkeiten zum Trotz beinahe stetig an Bedeutung und Intensität gewonnen. Trotzdem ist die geschichtliche Entwicklung der Mensch-Tier Beziehung durch etliche Höhen und Tiefen gekennzeichnet, von denen nur einige hier aufgeführt sind.

Schon von ägyptischen Pharaonen (z.B. König Menes ca. 2900 v. Chr.) ist bekannt, dass sie sich nach ihrem Ableben mit ihren Lieblingshunden beisetzen ließen, um so ihrer Verbundenheit und Liebe gegenüber ihren treuen Begleitern Ausdruck zu verleihen.

Und auch zu Zeiten eines Aristoteles⁹ waren Tiere noch hoch geachtete Geschöpfe.

Diese Haltung der Menschen gegenüber den Geschöpfen änderte sich jedoch spätestens mit der Verbreitung des Christentums und der christlichen Schöpfungsgeschichte.

In den so genannten „modernen Gesellschaften“ begann schon damals die Entfremdung und Ausbeutung der Natur und die Unterdrückung der Tiere, Völker mit archaischer Lebensanschauung galten nun mehr als rückständig und unterlegen.

Die Entwicklung der Sprache, naturwissenschaftliche Erfindungen und technische Fortschritte wurden als Beleg der menschlichen Überlegenheit dem Tier gegenüber genommen (vgl. Otterstedt, 2001, S. 13/14).

⁹ Aristoteles: Griechischer Philosoph (384-322 v. Chr.)

Lange Jahre wurden daher Tiere als minderwertige Kreaturen angesehen und ausschließlich als Nahrungsmittel, Arbeitstiere oder Felllieferant ausgenutzt;

„Tier- und Artenschutz“ als Fremdwort angesehen. Obwohl die ersten Tierschutzbewegungen schon zu Zeiten von Jean-Jacques Rousseau¹⁰, im 18. Jahrhundert starteten, änderte sich diese Haltung in vielen Gesellschaften im Grunde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts bzw. seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Erst seit damals „entwickelte sich im Rahmen des gesamtökologischen Interesses und einer intensiven Sensibilisierung für die Umwelt auch in den Industrieländern ein verändertes Bewusstsein im Verhältnis zwischen Mensch und Tier“ (Otterstedt, 2001, S. 14).

Darwins¹¹ Evolutionstheorie und vor allem Albert Schweitzer¹² mit seiner „universellen Ethik“ haben dazu beigetragen, dass sich die Menschheit von ihrer rein anthropozentrischen Haltung entfernt hat und die Werte der Natur wieder erkannt wurden. Seither wird sich der Mensch mehr und mehr seiner Verantwortung gegenüber der Umwelt bewusst und versucht die Natur und ihre Ressourcen, sowie die darin lebenden Tiere zu pflegen und zu schützen.

In den so genannten „modernen Gesellschaften“ des 20. und 21. Jahrhunderts ist das Tier mittlerweile „nicht nur Nahrungsquelle, Forschungs-, Status- und Sammelobjekt (...)“, sondern „auch Partner und Freund“ (Otterstedt, 2003, S. 25).

In unserer heutige Zeit leben ca. 23 Millionen Haustiere (Fische und Terrarientiere nicht mitgerechnet) in Deutschland. Damit leben in mehr als jedem dritten Haushalt ein oder mehrere Tiere mit den Menschen unter einem Dach.

Die zunehmende Bedeutung von Haustieren macht deutlich, dass viele Tiere heutzutage sogar als Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen benutzt werden.

Hanna Rheinze begründet dieses Verhalten so: „In den von Vereinzelung und zwischenmenschlichen Entfremdung geprägten westlichen Industriegesellschaften (...) rückt das Haustier als Bindungsfigur, als Partner- und Gefühlswesen unerwartet in den inneren Zirkel des Menschen vor“ (Rheinze in Frömming, 2006, S. 7).

Die Tiere werden also mittlerweile nicht mehr nur instrumentell, sondern auch emotional und sozial genutzt (vgl. Frömming, 2006, S. 7). Die beschriebene Entwicklung begünstigte natürlich auch den Einsatz von Tieren in der therapeutischen und pädagogischen Arbeit mit KlientInnen (vgl. Kapitel 2, Punkt 2) und war Grundvoraussetzung für die Erforschung und Anerkennung der positiven Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen, die später in diesem Kapitel erläutert werden.

10 Jean-Jacques Rousseau: französischer Philosoph (1712-1778)

11 Charles Darwin: britischer Naturforscher (1809-1882)

12 Albert Schweitzer: dt. ev. Theologe, Orgelkünstler, Musikforscher, Philosoph und Arzt (1875-1965)

3.2 Die Mensch-Hund-Beziehung im Besonderen

Obwohl der Hund in der Beliebtheitsskala der Deutschen mit 5,3 Millionen Exemplaren hierzulande „nur“ den dritten Rang belegt (Platz 1: Katzen (7,5 Millionen); Platz 2: Kleintiere (6,1 Millionen)), nimmt die Mensch-Hund-Beziehung innerhalb der Mensch-Tier-Beziehungen trotzdem eine Sonderrolle ein.

Keinem anderen Tier fühlen sich viele Menschen so verbunden, mit kaum einem anderen Tier reicht die gemeinsame Geschichte soweit in die Vergangenheit zurück, kaum ein anderes Tier wie der Hund darf die Annehmlichkeiten nutzen, die der Mensch für sich geschaffen hat, kein anderes Tier hilft uns Erdenbürgern im täglichen Leben so vielseitig und unverzichtbar. Aus diesen Gründen werde ich mich im dritten Kapitel der Arbeit ausschließlich auf den pädagogischen Einsatz von Hunden in der Arbeit mit SeniorInnen beschränken und diese besondere Beziehung zwischen dem Menschen und seinem „besten Freund“ an dieser Stelle knapp etwas detaillierter vorstellen.

3.2.1 Geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses Mensch-Hund in verschiedenen Kulturen

Die geschichtliche Entwicklung dieser Beziehung auf verschiedenen Kontinenten wird auf Grund der beschränkten Seitenzahl in Anlage 9 erläutert, da diese nicht unmittelbar mit dem Thema der Arbeit in Verbindung steht, meiner Meinung nach jedoch wichtig und hilfreich für das Verständnis der Einzigartigkeit der Mensch-Hund-Beziehung ist.

3.2.2 Domestikation

Auch das Thema „Domestikation“ ist sehr hilfreich für das Verständnis der Besonderheit der Mensch-Hund-Beziehung. Auch hierzu ist deshalb ein kurzer Exkurs zum Thema der Arbeit beigefügt (Anlage 10).

3.2.3 Die Mensch-Hund-Beziehung in der westlichen Gesellschaft (Aktuell)

In der heutigen Zeit gelten Hunde in westlichen Gesellschaften in der Regel als Familienmitglieder und Partner. Die meisten Hunde genießen ihr Leben in der „homo familiaris“ - Sie leben im Kreise der Familie, werden gut versorgt und haben meist keine

spezielle (Arbeits-)Funktion. Ihre Anwesenheit und ihr Kontakt zum Menschen alleine genügt oft schon, um den Familienalltag in vielfältiger Weise zu bereichern und etliche gesundheitliche und emotionale Bedürfnisse „ihrer“ Menschen positiv zu beeinflussen (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3). Obwohl ein Hund als Familienmitglied einen enormen Aufwand, sowohl finanzieller (Futter-, Tierarzt- und Versicherungskosten eines „Durchschnittshundes“ mit einer Lebenserwartung von ca. 14 Jahren haben den Gegenwert eines Kleinwagens), als auch zeitlicher Natur mit sich bringt, hat er sich in unseren Breitengraden dennoch als eines der beliebtesten Haustiere längst etabliert und hat sich als „treuester Begleiter des Menschen“ nicht nur im privat häuslichen Bereich, sondern auch in der Öffentlichkeit gegenüber anderen Tierarten durchgesetzt.

Aktuell gibt es seit einigen Jahren in Deutschland einen enormen „Boom“ was das Geschäft mit verstorbenen Haustieren angeht: Immer mehr Haustiere, vor allem Hunde und Katzen, werden nach ihrem Tod von eigens dafür ausgerichteten Bestattungsunternehmern eingeäschert und auf Tierfriedhöfen begraben oder in Urnen zu Hause aufbewahrt. Auch dieses Verhalten zeigt wieder deutlich, was für einen wichtigen Stellenwert speziell Hunde in westlichen Gesellschaften haben und dass die Akzeptanz Gefühle gegenüber Tieren zu zeigen zunehmend ansteigt.

Neben diesen „normalen“ Familienhunden ohne spezielle Funktion, gibt es aber auch eine Reihe von ausgebildeten Hunden, die uns Menschen im Alltag unterstützen, so wie Rettungs-, Blinden-, Assistenz-, oder Polizeihunde. Anlage 11 zeigt eine Übersicht der verschiedenen Einsatzmöglichkeiten von Hunden samt Aufgabenbereichen.

3.3 Wirkungsweise von Tieren auf Menschen

Der Kontakt mit Tieren hat für den Menschen viele positive Auswirkungen in ganz unterschiedlichen Bereichen (körperlich, geistig, seelisch, sozial). Menschen allen Alters, darunter natürlich auch SeniorInnen, profitieren folglich in den unterschiedlichsten Arten vom Umgang mit den tierischen Helfern. Die Theorie, dass Tiere sehr verschiedene Bereiche des menschlichen Organismus fördern und komplexe Vorgänge positiv beeinflussen können, ist mittlerweile in der Fachwelt weitestgehend anerkannt und akzeptiert, Studien der letzten Jahre (meist aus Amerika oder England) stärken diese Sichtweise durch entsprechende Ergebnisse (vgl. Frömming, 2006, S. 31).

Diese positiven Wirkungen von Tieren auf uns Menschen werden im nun folgenden Punkt der Arbeit vorgestellt.

3.3.1 Körperliche, physische, physiologische Wirkungen

Tiere bieten auf ihre ganz eigene Art und Weise sowohl Unterhaltung als auch Ablenkung von traurigen oder ärgerlichen Stimmungen, Schmerzen und körperlichen Schwächen.

In Deutschland ist der gesamte Bereich der Mensch-Tier-Beziehung im Vergleich zu angloamerikanischen Ländern, wie den USA oder GB, noch sehr mangelhaft untersucht, was unterstützt, „dass die so genannte tiergestützte Arbeit in Deutschland noch relativ in den Kinderschuhen steckt“ (Jonas, 2007, S. 8).

Eine Studie der Universität Bonn hat jedoch kürzlich ergeben, dass Tiere als wirksame Prävention vor allem in Verbindung mit Herz- und Kreislauferkrankungen, Erkrankungen des Bewegungsapparats, psychosomatischen Erkrankungen, kindlichen Verhaltens- und Entwicklungsstörungen, Neurosen und Psychosen empfohlen werden können (vgl. Otterstedt, 2001, S. 28).

Studien in England und Amerika belegen darüber hinaus, dass ein ausgeglichener Umgang mit Tieren eine blutdrucksenkende Wirkung auf das Kreislaufsystem hat. Sogar das Berühren eines Kuscheltiers kann durch die taktilen Reize des weichen Fells eine Senkung von Blutdruck und Puls und eine Kreislaufstabilisierung bewirken

(vgl. Otterstedt, 2001, S. 28). Selbst das bloße Betrachten von Tieren, z.B. von Fischen im Aquarium, kann sich positiv auf die Körperfunktionen auswirken und unter anderem den Sehnerv beruhigen. Diese reduzierte Begegnung zwischen Mensch und Tier hat natürlich im Vergleich zum direkten Kontakt zwischen Mensch und Tier, bei dem z.B. Hautkontakt besteht oder der Geruchssinn aktiviert wird, nur eine eingeschränkte Wirkung auf Körper, Geist und Seele (vgl. Otterstedt, 2001, S. 31).

Dieser unmittelbare Kontakt zwischen Mensch und Tier kann folgende Wirkungen auf unseren Körper besitzen (Aufzählung beispielhaft; vgl. Otterstedt, 2001, S. 31/32):

- Allgemeine Verbesserung des Gesundheitsverhaltens z.B. durch mehr Bewegung beim Gassi gehen. Dabei auch Mobilisierung verschiedener Körperteile und Körperfunktionen (Arme, Beine, Rücken, Heben des Kopfes...)
- Entspannung der Muskulatur, was wiederum Verspannungen vorbeugt und Folgeschmerzen (z.B. Kopfschmerzen) verringert
- Eine aktive, kraftvolle Atmung
- Mitunter kann durch die Freude am Tier und eine aktive Atmung der Appetit angeregt werden und bestehende Krankheitssymptome abgebaut werden
- Durch die Motivation beim Umgang mit dem Tier „fit“ zu sein, können innere Heilungskräfte freigesetzt und somit die Genesung unterstützt werden

- Es besteht außerdem die Möglichkeit motorische Fähigkeiten zu (re)aktivieren, (z.B. beim Streicheln oder Füttern des Tieres) was zu einer größeren Mobilität und Eigenständigkeit führen kann

All diese positiven körperlichen Auswirkungen des Kontaktes zwischen Mensch und Tier können vor allem in der Arbeit mit SeniorInnen eine hilfreiche unterstützende Maßnahme zur Erhaltung von Gesundheit und Mobilität sowie der Steigerung der Lebensqualität sein und werden deshalb von vielen Institutionen bereits in unterschiedlicher Art und Weise (vgl. Kapitel 3, Punkt 1 und 2) genutzt.

3.3.2 Kognitive, geistige Wirkungen

Tiere können neben dem bereits angesprochenen körperlichen Bereich auch den kognitiven Bereich von uns Menschen ansprechen und somit die Anregung unseres Geistes und eine gestiegene Aktivität unseres Gehirns bewirken. Vor allem bei SeniorInnen sind die positiven Auswirkungen auf diesem Gebiet beachtlich.

Gedanken und Gespräche zu gemeinsam erfahrenen Erlebnissen können den Geist nachhaltig anregen und gerade bei Menschen der älteren Generation die Gedächtnisleistung fördern. Dies geschieht zum Beispiel durch das Lernen der Tiernamen oder die Erinnerung an Kommandos (Sitz, Platz, Pfote...) (vgl. Otterstedt, 2001, S. 60).

Bei Tierbesuchsdiensten in Einrichtungen für SeniorInnen ist zu beobachten, dass „durch die Vorfreude auf einen Tierbesuch (...) das selbstbestimmte und selbstständige Handeln“ (Otterstedt, 2001, S. 33) der Betroffenen gefördert wird und dadurch die Hilfsbedürftigkeit auch im Rahmen der geistigen Fähigkeiten stark zurückgeht (vgl. Otterstedt, 2001, S. 33).

3.3.3 Emotionale, seelische und psychologische Wirkungen

Die positiven Effekte des Kontakts zwischen Mensch und Tier auf der emotionalen Ebene und die seelische und psychologische Wirkungen sind ebenfalls einmalig.

Tiere, und in diesem Falle ganz besonders Hunde, schaffen es durch ihr Wesen, dass wir Menschen uns wertvoll, liebenswert und ohne Bedingungen angenommen fühlen (vgl. Wagner, 2007, S. 133). Dies fördert das emotionale Wohlbefinden. Tiere schenken uns Menschen Zuwendung, Bestätigung, Trost, Ermunterung, spontane Zuneigung und Begeisterung, ohne dabei eine Gegenleistung zu erwarten oder zu fordern.

Das Einmalige an Tieren ist, dass sie ihre emotionale Wärme mit jedem Menschen, der gut zu ihnen ist, teilen. Sie fragen nicht nach Schönheit, sozialem Status oder Gesundheitszustand. In diesem Zusammenhang spricht Otterstedt vom

„Aschenputtel-Effekt“ (2003, S.67): „Unabhängig davon wie gepflegt, krank, entstellt, hilflos, unattraktiv, langsam oder von der Gesellschaft geächtet ein Mensch ist, nähert sich ein Tier einem Menschen an, der über eine gute Aura verfügt“ (Wagner, 2007, S.137). Tiere „(...) antworten direkt auf die Liebe und Freude, die ihnen entgegengebracht wird“ (www.thmev.de, 23.10.2008). Diese konstante Wertschätzung, die unabhängig von Leistungen ist, kann bei uns Menschen ein positives Selbstbild kreieren und unser Selbstwertgefühl/Selbstbewusstsein entscheidend stärken (vgl. Wagner, 2007, S.134). Tiere können außerdem dabei helfen unsere Ängste zu reduzieren, Sicherheit und Selbstsicherheit zu fördern. Sicherheitsgefühle werden durch „die unbedingte Akzeptanz, die konstante und kontinuierliche Zuneigung, die unkritische Bewunderung (...)“ (Wagner, 2007, S. 136) seitens der Tiere enorm verstärkt. Die Anwesenheit eines Tieres kann darüber hinaus zu einer psychologischen Stressreduktion führen, weil es durch das Tier zu einer Wahrnehmungs- und Interpretations-veränderung von Belastung kommen kann. Tiere spenden Trost und Beruhigung und dadurch wird Stress häufiger gelassener bewertet (vgl. Wagner, 2007, S. 139).

In Krisensituationen stehen uns Tiere stets mit offenen Ohren zur Seite, ohne dabei gut gemeinte Ratschläge, Kritik oder unerwünschte Kommentare abzugeben, was helfen kann Emotionen wie Wut, Liebe und Trauer im Umgang mit dem Tier offen zu zeigen und Notsituationen leichter zu überwinden (vgl. Wagner, 2007, S.146).

All die genannten positiven Auswirkungen des Zusammenkommens von Mensch und Tier können in der Gesamtheit dazu beitragen, depressive und suizidale Tendenzen zu verringern und bei SeniorInnen das Leben und vor allem die Lebenslust entscheidend zu verlängern. Ein Zitat von Dr. Ehrhard Olbrich aus seinen praktischen Erfahrungen macht dies mehr als deutlich: „Tiere binden alte Menschen ans Leben und wirken oft besser als jedes Medikament“ (Olbrich in Jonas, 2007, S.5).

3.3.4 Soziale Wirkungen

Auch auf das soziale Wirkungsfeld von uns Menschen haben Tiere einen großen Einfluss. Tiere können allein durch ihre Anwesenheit Einsamkeit und Isolation aufheben. Darüber hinaus fördert die Haltung eines Tieres oder das Zusammenleben mit einem Tier den Kontakt zu anderen Menschen und hilft neue Kontakte zu knüpfen (vgl. Wagner, 2007, S. 149/150), z.B. beim Gassi Gehen mit dem Hund oder beim Kauf von Tierzubehör.

Tiere haben somit einen positiven Einfluss auf unsere soziale Kontaktbereitschaft – „Sie erweitern unseren sozialen Horizont“ (Otterstedt, 2001, S: 39).

Auch erlaubt ein Tier „das Erleben von Beziehungen und Verbundenheit“ (Wagner, 2007, S. 155). Es hilft dabei Distanzen abzubauen, Nähe aufzubauen und lässt uns Intimität und Körperkontakt erleben (vgl. Otterstedt, 2001, S. 41). Körperkontakt ist nachgewiesener Weise sehr wichtig für die menschliche Entwicklung in jedem Alter; im Erwachsenenalter jedoch sind gegenseitige Berührungen oft mit einem gewissen Tabu besetzt (vgl. Wagner, 2007, S. 155). „Tiere kennen solche Normen nicht“ (Wagner, 2007, S. 155) und dadurch fällt es uns im Kontakt mit ihnen leichter dem Bedürfnis nach körperlicher Nähe nachzugeben (vgl. Wagner, 2007, S. 155).

Tiere können, gerade bei SeniorInnen, den fehlenden Partner, die Familie oder Freunde zwar nicht vollständig ersetzen, sie können aber wichtige Bedürfnisse wie zärtliche Berührungen oder Streicheleinheiten schenken. „Haustiere können nicht den Kontakt zu anderen Menschen ersetzen, aber sie vermögen Gefühle der Einsamkeit und der Verlorenheit bei vielen älteren Menschen zu mildern“ (Gäng in Pohlmann, 2006, S.65).

Im Familienalltag kann ein Tier zur Streitschlichtung beitragen und den Familienzusammenhalt stärken. Ein Tier liefert Gesprächsstoff und „(...) zwingt die Familienmitglieder, miteinander zu kommunizieren und sich miteinander zu beschäftigen“ (Wagner, 2007, S. 156).

Außerdem können Tiere „Mittler sozialer Attribute“ (Otterstedt, 2001, S. 41) wie Offenheit, Fröhlichkeit oder Sportlichkeit werden. Studien belegen, dass Menschen mit Tieren in der Regel als „freundlicher, weniger bedrohlich und glücklicher bewertet werden als ohne“ (Wagner, 2007, S. 157).

Alles in allem ist zu sagen, dass Menschen „im Umgang mit Tieren körperlich, geistig und seelisch“ (Otterstedt, 2001, S. 42) gefordert werden. „Sie erleben aktiver ihre physischen, psychischen und mentalen Fähigkeiten“ (Otterstedt, 2001, S. 42). Zwar gibt es für viele dieser Effekte keine oder nur lückenhafte, wissenschaftlich überzeugende Belege, doch aus eigenen Erfahrungen heraus sind die meisten durchaus nachvollziehbar (vgl. Wagner, 2007, S.157). Mögliche Erklärungsansätze hierfür folgen im nächsten Punkt der Arbeit.

3.4 Erklärungsansätze

Um die Möglichkeiten des Tiergestützten Arbeitens besser einschätzen und analysieren zu können ist es notwendig, die Mensch-Tier-Beziehung und deren positiven Wirkungen auf uns Menschen genauer zu betrachten. Da jedoch die angesprochenen positiven Effekte von Tieren auf Menschen, wie im letzten Punkt der Arbeit bereits erwähnt, bis

heute nur sehr ungenügend erforscht und wissenschaftlich belegt sind, gibt es bislang auch nur sehr wenige theoretische Ansätze, die dieses Phänomen begründen können.

Dies liegt vor allem daran, dass Tiere auf den Menschen „nicht wie eine Arznei“ (Olbrich, 2003, S. 73) wirken, sondern vielmehr durch ihre Beziehung zum Menschen an dessen Wohlbefinden mitwirken können und deshalb die angesprochenen Effekte gerade nicht durch ein „naturwissenschaftlich-medizinisches Modell“ (Olbrich, 2003, S. 73) mit entsprechend messbaren Ergebnissen bewiesen werden können.

Tiere wirken eben nicht „(...) bio-chemisch oder instrumentell auf kranke Organe oder auf den Organismus, sondern Tiere stärken oder bereichern das Gefüge von Beziehungen zwischen der Person und ihrer belebten Umwelt (...)“ (Olbrich, 2003, S. 69).

Dies macht eine rational-wissenschaftliche Erklärung nicht gerade einfach bis unmöglich. Im Folgenden werden fünf Konzepte vorgestellt, die dennoch allesamt versuchen die positiven Wirkungen der Mensch-Tier-Beziehung zu begründen.

3.4.1 Biophilie

Die Biophilie-Hypothese stellt einen dieser Ansätze dar, der versucht, die Ursachen der besonderen Beziehung zwischen Mensch und Tier zu erklären.

Der Begriff „Biophilie“ setzt sich aus den griechischen Wortbildungselementen „bio“: „das Leben betreffend“, „mit Natürlichem, Naturgemäßen zu tun habend“, „mit organischem Leben, mit Lebewesen in Verbindung stehend“ und „philie“: „Vorliebe, Liebhaberei, Neigung“ zusammen (Duden 2001, S. 135 bzw. 760 in Vernooij, 2008, S. 5).

Der Biologe Edward O. Wilson¹³ gilt als Begründer dieser Theorie, die er im Jahre 1984 in seinem Buch „Biophilie - The Human Bond with Other Species“ (Frömming, 2006, S. 18) erstmals vorstellte. Wilson geht davon aus, „(...) dass der Mensch über Millionen Jahre hinweg eine biologisch begründete Verbundenheit mit der Natur und eine Bezogenheit zu all jenen in ihr beheimateten Lebewesen ausbildete, die ihn im Laufe seines evolutionären Entwicklungsprozesses geprägt und beeinflusst haben“ (Vernooij, 2008, S. 4).

Biophilie beschreibt also der Menschen „inhärente Affinität zur Vielfalt von Lebewesen (...)“ (Olbrich, 2003, S. 69) und deren emotionale Neigung zu lebensähnlichen Prozessen. Der Mensch setzt sich mit allen „(...) Lebensformen und Lebensprozessen auseinander (...)“ (Frömming, 2006, S. 18) und empfindet daher eine so enge Verbundenheit oder sogar „Verwandtschaft“ (Frömming, 2006, S. 18) mit den Tieren bzw. der gesamten Natur.

¹³ Edward O. Wilson: Amerikanischer Biologe + Insektenkundler (1929-heute)

Für Wilson handelt es sich bei diesem Phänomen jedoch nicht um einen primitiven Instinkt, sondern „(...) um ein komplexes Regelwerk, welches das Verhalten, die Gefühle, aber auch die geistigen Fähigkeiten, die Ästhetik und sogar die spirituelle Entwicklung des Menschen betrifft“ (Vernooij, 2008, S. 4).

In dem gemeinsam mit Stephen R. Kellert verfassten Sammelband von 1993 belegt Wilson erneut „(...) aufgrund von Erfahrungen, Beobachtungen sowie aufgrund einiger Feldexperimente, dass Menschen das Bedürfnis haben, mit anderen Formen des Lebens in Verbindung zu sein, sowohl mit der Vielfalt von Lebewesen selbst als auch mit Landschaften, Ökosystemen oder Habitaten (...)“ (Olbrich, 2003, S. 69/70).

Kellert beschreibt die Biophilie als eine „(...) physische, emotionale und kognitive Hinwendung zu Leben und zu Natur (...)“ (Olbrich, 2003, S. 70) und unterstreicht deren „fundamentale Bedeutung für die Entwicklung der Person“ (Olbrich, 2003, S. 70), ganz gleich ob diese Verbundenheit „(...) auf Verwandtschaft, auf Neugierde oder auch auf (...)“ (Olbrich, 2003, S. 70) der angstvollen Beachtung des anderen Lebens basiert.

Nach Beetz ist diese Verbundenheit und die Beziehung zu Tieren heutzutage kein reiner Luxus, sondern vielmehr „(...) sogar eine Notwendigkeit für eine persönliche, geistige oder emotional gesunde Entwicklung (...)“ (Beetz, 2003, S. 80).

„(...) Insbesondere Kinder, Ältere, Kranke und einsame Menschen, suchen und profitieren von der Nähe zu Tieren und sehen diese als emotional bedeutsame Partner an“ (Beetz, 2003, S. 81). Gerade weil in unserer von Technisierung und Urbanisierung geprägten Welt, die emotionale und soziale Interaktion zwischen den Menschen erschwert oder sogar gestört ist (vgl. Beetz, 2003, S. 80), „ (...) kann der Umgang mit dem Tier dazu dienen, das Gleichgewicht zwischen dem in der Zivilisation überbetonten Denken und Nutzen der Intelligenz und den nicht weniger wichtigen Bindungen und Emotionen herzustellen“ (Beetz, 2003, S. 81). Dieser Aspekt wird in Kapitel 2, Punkt 3.4.3 der Arbeit konkretisiert.

Zusammenfassend lässt sich sagen, „dass Tiere Lebenssituationen vervollständigen oder ergänzen“ (Olbrich, 2003, S. 75) und uns Menschen helfen eine „(...) evolutionär bekannte Situation (...)“ (Olbrich, 2003, S. 76) zu schaffen, die uns Sicherheit, Schutz und Vertrautheit schenkt und als eine Ursache der ganz besonderen Mensch-Tier-Beziehung durchaus angesehen werden kann.

3.4.2 Du-Evidenz

Der Begriff der „Du-Evidenz“ wurde auf den zwischenmenschlichen Bereich bezogen und im Jahre 1922 von Karl Bühler¹⁴ geprägt.

Er verstand darunter „die Fähigkeit und das Bewusstsein eines Menschen, eine andere Person als Individuum, als „Du“ wahrzunehmen und zu respektieren“ (Vernooij, 2008, S. 7). Das Wort Evidenz bedeutet „Deutlichkeit“ bzw. „vollständige, überwiegende Gewissheit“ (vgl. Duden, 2001, S. 288 in Vernooij, 2008, S. 7). Ein Sachverhalt kann also dann als evident bezeichnet werden, wenn es keinen weiteren Beweis für dessen Richtigkeit bedarf.

Im Jahre 1931 versuchte Theodor Geiger¹⁵ in einem seiner Aufsätze erstmals die „Du-Evidenz“ auf die Mensch-Tier-Beziehung zu übertragen.

Diese besondere Beziehung sieht er als eine „Sache des Erlebniswissens, nicht des reflektierten Wissens“ (Geiger, 1931, S. 283 in Vernooij, 2008, S. 8) an, was bedeutet, dass vor allem die persönlichen Erlebnisse mit dem anderen, die subjektiven Einstellungen zu ihm und die authentischen Gefühle für sein Gegenüber, ganz gleich ob Mensch oder Tier, entscheidend für die Entwicklung von „Du-Evidenz“ sind (vgl. Vernooij, 2008, S. 8). Er begründet dies dadurch, dass „Du-Evidenz“ „(...) weniger auf der kognitiven sondern vielmehr auf der sozio-emotionalen Ebene zu wirken scheint (...)“ (Vernooij, 2008, S. 8).

Die Mensch-Tier-Beziehung kann am besten dann voll zum Tragen kommen, wenn „(...) im körpersprachlichen Ausdruck, den Beweggründen und Empfindungen sowie bei den spezifischen Bedürfnissen von Mensch und Tier Ähnlichkeiten bestehen (...)“ (Vernooij, 2008, S. 8). Auf dieser gemeinsamen Basis kann man sich dann gegenseitig als „Du“ wahrnehmen und eine Beziehung zueinander eingehen. Meist geht die Initiative hierbei vom Menschen aus und ob das Tier die Evidenz erwidert ist eigentlich unerheblich. Von Bedeutung ist nur „die subjektive Gewissheit, es handle sich bei einer solchen Beziehung um Partnerschaft“ (Greiffenhagen, 1991, S. 26 in Frömming, 2006, S. 19).

Menschen gehen in der Regel in erster Linie mit sozial lebenden Tieren, vor allem mit Hunden und Pferden, aber auch mit Katzen eine solche „Du-Beziehung“ ein, da ähnliche soziale und emotionale Grundbedürfnisse das gegenseitige Verstehen erleichtern.

Durch ihre facettenreichen Identifikationsmöglichkeiten bieten diese Tiere darüber hinaus viele gewinnbringende Elemente, von denen Menschen aller Altersklassen sowohl auf

14 Karl Bühler: deutscher Denk- und Sprachpsychologe und Sprachtheoretiker (1879-1963)

der emotionalen, als auch auf sozialen Ebene enorm profitieren können (vgl. Vernooij, 2008, S. 8) (siehe Kapitel 2, Punkt 3.3 vor allem Punkt 3.3.3 und 3.3.4).

Wie wichtig und weit reichend diese „Du-Beziehung“ mit den Tieren für uns Menschen ist, zeigt sich unter anderem daran, dass wir unseren Haustieren Namen und sogar Kosenamen geben und ihnen in vielen Fällen durchaus personale Eigenschaften und Qualitäten sowie menschliche Verhaltensweisen zuschreiben. Dadurch erhält das Tier Individualität und wird zum Teil der Familie. In diesem Zusammenhang lässt sich auch das bereits angesprochene Verhalten vieler Menschen nach dem Tod des geliebten Tieres (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.2.3) erklären, der Wunsch nach einer humanen Bestattung wird verständlich: „Wer einen Namen hatte und Teil der Familie war, dessen sterbliche Hülle möchte man würdig bestatten und ihm auf diese Weise ein Andenken bewahren“ (Greiffenhagen, 2007, S. 23). (Haus)Tiere sind für den Menschen nicht mehr nur Arbeitstiere oder minderwertige Lebewesen, sondern die Beziehung zu ihnen ist durch Vertrautheit, Kamerad-, Partner- und Freundschaft gekennzeichnet. Auch in Verfilmungen wie „Fury“, „Lassie“ oder „Kommissar Rex“ wird die „Du-Evidenz“ zwischen Mensch und Tier vielfältig dargestellt.

Für Greiffenhagen ist die „Du-Evidenz“ „die unumgängliche Voraussetzung dafür, dass Tiere therapeutisch und pädagogisch helfen können. Dabei reicht die Breite der durch Du-Evidenz nahe gelegten Zuwendung von Betrachten und Füttern der Aquarienfische bis zu einer Partnerschaft, welche kaum noch Unterschiede zu zwischenmenschlichen Beziehungen erkennen lässt“ (Greiffenhagen, 1991, S. 28 in Vernooij, 2008, S. 10).

Das Wort der „Du-Evidenz“ im Bezug auf die Mensch-Tier-Beziehung ist nach Meinung vieler Fachleute dennoch sehr hoch gegriffen und es bedarf wohl noch viel Forschung um eine Gemeinschaft von Mensch und Tier, wie sie das Wort „Du-Evidenz“ verspricht, zu realisieren, welche die gegenseitige Ansprache unter der Voraussetzung des Satzes „Du bist von meiner Art, wir sind Genossen“ (Greiffenhagen, 2007, S. 25), verwirklicht.

3.4.3 Bindungstheorie

Ableitungen aus der Bindungstheorie nach Beetz sind ein weiterer Versuch die Besonderheiten der Mensch-Tier-Beziehung zu erklären. Die Bindungstheorie, die in ihren Ursprüngen auf Forschungen von John Bowlby¹⁶ (1968) und Mary Ainsworth¹⁷ (1969) zurückgeht, geht davon aus, „dass die Erfahrungen früher Bindung an eine oder

16 John Bowlby: britischer Arzt, Kinderpsychiater und Psychoanalytiker (1907-1990)

17 Mary Ainsworth: amerikanische Entwicklungspsychologin (1913-1999)

mehrere Bezugspersonen bzw. deren Fehlen entscheidenden Einfluss auf die sozio-emotionale Entwicklung von Kindern haben“ (Vernooij, 2008, S. 10). Die Art der erlebten Bindungserfahrungen bildet dann später die Grundlage für das „(...) emotionale und soziale Verhalten des Menschen, für seine Fähigkeiten, Emotionen wahrzunehmen, zu bewerten und situationsangemessen auszudrücken ebenso wie für die Qualität seiner Sozialbeziehungen“ (Vernooij, 2008, S. 10).

Beetz hat wichtige Aspekte dieser Bindungstheorie auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen. Sie geht zum einen davon aus, dass „Tiere für den Menschen Bindungsobjekte darstellen, ebenso umgekehrt“ und zweitens, dass „positive Bindungserfahrungen mit einem Tier möglicherweise auf die soziale Situation mit Menschen übertragen werden können“ (Beetz, 2003, S. 81).

Diesen Überlegungen zur Folge liegt in der Mensch-Tier-Beziehung ein mögliches, bisher kaum systematisch untersuchtes und genutztes Potential für positive Bindungserfahrungen. Insbesondere Kinder könnten davon profitieren, weil mit dessen Hilfe möglicherweise sogar ungünstige Bindungsmuster aus der Vergangenheit beeinflusst und modifiziert werden könnten (vgl. Vernooij, 2008, S. 11).

Darüber hinaus kann die Beziehung zu einem Tier die emotionale Intelligenz von uns Menschen stärken und uns beim Entwickeln von Empathie unterstützen.

1992 fand eine Studie heraus, dass „(...) Kinder durch die Interaktion und eine gute Beziehung mit einem Tier schon früh lernen, die Gefühle und Bedürfnisse dieser nonverbal kommunizierenden Lebewesen und damit wahrscheinlich auch die Gefühle und Bedürfnisse anderer Menschen besser zu verstehen“ (Beetz, 2003, S. 81/82).

Die gesunde emotionale Entwicklung der Kinder wird dadurch gefördert, dass Tiere unabhängig von Wertevorstellungen und Normen Zuneigung zeigen und ihnen dadurch eine uneingeschränkte Akzeptanz vermitteln (vgl. Beetz, 2003, S. 82).

Das Tier kann sicherlich nicht, wie eine menschliche Bindungsfigur, in allen Situationen angemessen auf das Kind eingehen, indem es z.B. versucht negative Emotionen wie Ärger, Wut oder Angst zu regulieren oder zu besänftigen, es ist jedoch durch „(...) sein den menschlichen Emotionen entsprechendes Verhalten ein sicherer und in seinem Verhalten kontingenter und zuverlässiger Interaktionspartner, der einfach eingeschätzt werden kann. Tiere werden als Gefährten wahrgenommen, die Empathie geben ohne Rücksicht auf kognitive Wertungen“ (Beetz, 2003, S. 82).

Tiere spenden Trost, geben Sicherheit und Zuwendung und können daher als wichtiger Bezugspunkt in der Biografie eines Menschen dienen.

Auch eine Studie von Nienke Endenburg, eine renommierte Kinderpsychologin, aus dem Jahre 1995 stützt die Erkenntnisse von Beetz.

Diese fand heraus, dass Tiere ihrem Besitzer Sicherheit vermitteln und Erwachsene oftmals zum Halten von Tierspezies oder Tierrassen neigen, mit der sie als Kind positive Erfahrungen gemacht haben (vgl. Vernooij, 2008, S. 11).

Die Beziehung zu einem Tier in der Kindheit führt demnach, ähnlich wie frühe Beziehungen zu Menschen, zur Ausformung eines individuellen Bindungsmodells im Hinblick auf Beziehungen zu Tieren (vgl. Vernooij, 2008, S. 11).

Modelle wie die Biophilie (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.4.1) erklären die theoretische Basis der Mensch-Tier-Beziehung wohl eindeutig besser als dieser Versuch, sie erklären jedoch laut Beetz nicht ausreichend „die spezifische Beziehung zwischen einem Individuum und seinem Tier“ (Beetz, 2003, S. 83). Dagegen erklärt Beetz mit ihren Ableitungen aus der Bindungstheorie nicht „(...) die natürliche Affinität des Menschen zur belebten Natur“ (Vernooij, 2008, S. 11).

Ihre Überlegungen stellen daher eher eine Ergänzung zu den beiden vorher erklärten Ansätzen dar. „Unter dem Gesichtspunkt der Untersuchung von Einflussmöglichkeiten durch den Umgang mit Tieren bzw. durch Tiergestützte Interventionen eröffnet sich damit allerdings unter Umständen ein vielversprechender Ansatz, der jedoch sowohl bezogen auf die Entwicklung von Interventionskonzepten als auch bezogen auf wissenschaftliche Begleituntersuchungen noch intensiver Forschungen bedarf“ (Vernooij, 2008, S.11).

3.4.4 Spiegelneurone

Dieses noch eher junge Konzept stammt aus der Neuroethologie. Auch bei diesem Ansatz wird weniger die grundlegende Beziehung zwischen Mensch und Tier erläutert, sondern vielmehr bestimmte Wirkungen, die durch die Beziehung beim Menschen beobachtbar sind (vgl. Vernooij, 2008, S. 13). Ähnlich wie die Ableitungen aus der Bindungstheorie (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.4.3) steckt auch dieses „Ergänzungsmodell“ (Vernooij, 2008, S. 13) noch in den Anfängen seiner Erforschung. Trotzdem bietet es für die Praxis der Tiergestützten Interventionen neue Perspektiven und eröffnet viel versprechende Ansätze für deren theoretische Fundierung, weshalb es an dieser Stelle auch nicht unerwähnt bleiben soll (vgl. Vernooij, 2008, S. 13).

Als Spiegelneurone werden Nervenzellen charakterisiert, die während der Beobachtung oder Simulation eines Vorgangs die gleichen Potentiale erzeugen, die auch entstünden,

wenn der Vorgang aktiv gestaltet und durchgeführt würde (vgl. Vernooij, 2008, S. 12). Neurowissenschaftler vermuten, „dass Spiegelneurone es dem Individuum erlauben, die Aktionen anderer zu simulieren und dadurch fremde Absichten nachzuvollziehen“ (Gaschler, 2006, S. 28 in Vernooij, 2008, S. 12).

1996 wurde in diversen Forschungen mit Makakenäffchen eher zufällig festgestellt, dass einige Neurone in einem bestimmten Feld (F 5c) des Großhirns sowohl reagieren wenn eine gezielte Hand-Objekt-Interaktion durchgeführt wurde als auch wenn diese bei anderen anatomisch ähnlichen Lebewesen beobachtet wurde (vgl. Vernooij, 2008, S. 12). Die weit verbreitete Meinung „Lachen ist ansteckend“ ließe sich demnach durch die Spiegelneurone ansatzweise erklären, denn auch im menschlichen Gehirn wurde die Anwesenheit von Spiegelneuronen nachgewiesen (vgl. Vernooij, 2008, S. 12).

Nach etlichen weiteren Forschungen „vermutet man beim Menschen ein umfangreiches Spiegelneuronensystem“ (Gaschler, 2006, S. 31 in Vernooij, 2008, S. 12). Ob auch andere Säugetiere wie zum Beispiel Hunde oder Katzen ebenfalls Spiegelneurone besitzen, ist bislang nicht geklärt.

Spiegelneurone können also als „biologische Korrelate sozialer Resonanzphänomene“ (Vernooij, 2008, S. 12) angesehen werden. Die Reaktion der Spiegelneurone im Bezug auf die emotionale Resonanz mit anderen Menschen geschieht automatisch, d.h. sie ist nur bedingt beeinflussbar, weil sie offensichtlich nicht der kognitiven Steuerung unterliegt. „Das bedeutet, dass die Spiegelung von Emotionen ein unwillkürlich und unbewusst ablaufender Vorgang ist, basierend auf einem biologischen bzw. hirnpfysiologischen Spiegelsystem, was zur Grundausstattung des Menschen gehört“ (Vernooij, 2008, S. 12). Dieses System ist jedoch nicht von Geburt an „aktiviert“: „Die angeborenen Spiegelneurone des Säuglings können sich nur dann entfalten (...), wenn sie durch geeignete soziale Interaktion stimuliert werden“ (Bauer, 2005, S. 43 in Vernooij, 2008, S. 12).

Im Zusammenhang mit der Beziehung zwischen Mensch und Tier stellt sich nun die Frage, ob Tiere emotionale Resonanzphänomene bei uns Menschen hervorrufen können? Wiederum nach Beetz gibt es hierfür Anzeichen zum Beispiel die „joint attention“ (Vernooij, 2008, S. 12), was die gemeinsame Aufmerksamkeits- und Blickorientierung mit dem eigenen Hund bedeutet.

„Für die Beziehung zwischen Mensch und Tier könnte das Konzept der Spiegelneuronen bei Übertragbarkeit so positive Effekte wie Beruhigung oder auch Verbesserung der Stimmung durch das Tier erklären (Beetz, 2006, Vortrag in Vernooij, 2008, S. 13).

Bei diesen Überlegungen wurden von Beetz die vielen Elemente der nonverbalen bzw. analogen Kommunikation im Zusammenhang mit Verhaltensaspekten der Mensch-Tier-Beziehung nicht ausreichend bedacht, die nun im nächsten Punkt vorgestellt werden soll.

3.4.5 Kommunikation

„Kommunikation meint sich mitteilen“ (Otterstedt, 2003, S. 90). Wenn bei uns heutzutage von Kommunikation die Rede ist, so ist damit meist ein Vorgang gemeint, der zwischen zwei Personen stattfindet, in der Regel verbal abläuft und in erster Linie zur Übermittlung von Informationen dient. Der zentrale Prozess bei dieser verbal-digitalen Art der Kommunikation „ist die Umwandlung von Gedanken, Gefühlen Bedürfnissen und Impulsen in Wörter, Symbole oder Zeichen die von dem Gegenüber erkannt bzw. verstanden werden“ (Vernooij, 2008, S. 16).

Darüber hinaus gibt es außerdem noch die nonverbal-analoge Kommunikation, die sich in der Gestik und Mimik von uns Menschen widerspiegelt, die Stimmmodulation nutzt und dadurch „(...) die Sprache der Augen, die Sprache der Berührungen“ darstellt. „Analoge Kommunikation ist die Sprache der Liebenden (...)“ (Olbrich, 2003, S. 85), wie sie zum Beispiel in frühester Kindheit bereits zwischen Mutter und Säugling stattfindet; die nonverbale Kommunikationsfähigkeit ist uns Menschen und auch vielen anderen Lebewesen also angeboren.

Darüber hinaus verläuft die analoge Kommunikation noch immer in der gleichen Weise wie schon bei unseren Vorfahren aus der Urzeit. „Dies gilt für die Kommunikation unter Menschen, es gilt wahrscheinlich auch für die zwischen Menschen und Tieren. Ein beständiges und gemeinsames Moment der analogen Kommunikation existiert auch über viele Kulturen und Spezies hinweg (...)“ (Olbrich, 2003, S. 85).

Sie ist also viel älter als die digitale Kommunikation und wird deshalb auch oft als „ehrlicher“ (Olbrich, 2003, S. 85) im Vergleich zur digitalen Kommunikation bezeichnet, denn Worte können „relativ leicht lügen“ (Olbrich, 2003, S. 85). Es ist leicht „ (...) etwas mit Worten zu beteuern, aber schwer, eine Unaufrichtigkeit auch analogisch glaubhaft zu kommunizieren. Eine Geste oder eine Miene sagt uns mehr darüber, wie ein anderer über uns denkt, als hundert Worte (Watzlawick, 1969, S. 64 in Vernooij, 2008, S. 19).

Verbunden mit dieser Unterscheidung in digitale und analoge Kommunikation unterscheidet Watzlawick¹⁸ darüber hinaus zwischen dem Inhalts- und dem Beziehungsaspekt der Kommunikation: „Menschen nutzen digitale Kommunikation, um Informationen über Dinge mitzuteilen, um Inhalte und Wissen weiterzugeben. Aber sie benutzen analoge Kommunikation, um Bezogenheit auszudrücken“ (Olbrich, 2003, S. 85). Nach Watzlawick kann man „nicht nicht kommunizieren“, jedes Verhalten hat Mitteilungscharakter. „Man kann sich nicht nicht verhalten. Wenn man also akzeptiert, dass alles Verhalten (...) Mitteilungscharakter hat, das heißt Kommunikation ist, so folgt

¹⁸ Paul Watzlawick: österreichischer Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Soziologe, Philosoph und Autor (1921-2007)

daraus, dass man (...) nicht nicht kommunizieren kann. Handeln oder nicht Handeln, Worte oder Schweigen haben Mitteilungscharakter (...)“ (Watzlawick, 1969, S. 51 in Vernooij, 2008, S. 17).

Auch im Umgang mit Tieren gilt, dass wir uns durch unser nonverbales Verhalten immer mitteilen und zwar wechselseitig. Für die Beziehung zwischen Mensch und Tier und für deren Kommunikation bildet dieser Grundsatz von Watzlawick die Basis einer gelungenen Beziehung. Dort wo sprachliche Verständigung nicht möglich ist, wie zwischen Mensch und Tier, tritt für die Verständigung das sonstige Verhalten der beiden Partner in den Vordergrund (vgl. Vernooij, 2008, S. 17). Bei der Kommunikation mit Tieren besteht für den Menschen also nur die Möglichkeit der ursprünglichsten Art der Kommunikation:

Die nonverbal-analoge Kommunikation (vgl. Förster, 2005, S. 24).

Das Tier versteht uns Menschen „(...) durch die Körpersprache, Mimik und Gestik, sowie den Blickkontakt, die Stimme und Stimmung und nicht zuletzt den Körpergeruch, wie auch der Mensch die Gemütslagen des Tieres unter anderem anhand des Schwanzwedelns, der Körperhaltung (Stellung der Ohren, Zähne fletschen) und Lauten wie Knurren, Wiehern oder Brummen (Drohgebärden) deuten kann“ (Frömming, 2005, S. 20).

Die Beziehung und die Kommunikation zwischen Mensch und Tier ist deshalb oft eindeutiger und leichter verständlich als zwischen Mensch und Mensch, denn „das Tier kennt nicht die in der verbalen Kommunikation zuweilen mitgegebene Spannung von Lüge, Ironie oder Sarkasmus“ (Greiffenhagen, 1993, S. 152 in Förster, 2005, S. 24).

Will der Mensch also die gemeinsame „Sprache“ mit den Tieren lernen und verstehen muss er sich mit der analogen Kommunikation vertraut machen und sich auf sie einlassen. Dadurch gelingt es vielen Menschen „in Kontakt zu eigenen tieferen Schichten (Seele)“ (Förster, 2005, S. 25) zu treten, was dazu beitragen kann, „ganzheitlich zu leben und somit auch das menschliche Potential voll ausschöpfen zu können“ (Förster, 2005, S. 25). Außerdem bieten sich Haustiere uns, wie bereits mehrfach erwähnt, „(...) als verlässlicher Dialogpartner an, die gut zuhören können“ (Frömming, 2005, S. 23). Diesen können wir unsere Gefühle offenbaren, Ängste und Sorgen mitteilen, aber wir können auch unsere Freuden mit ihnen teilen. Dem Tier gegenüber muss sich der Mensch nicht verstellen und darin liegt vielleicht ein Grund, „(...) dass Menschen sich eher Tieren emotional öffnen und anvertrauen, als einem Menschen“ (Otterstedt, 2003, S. 95).

In der Kommunikation bzw. in der Beziehung zwischen Mensch und Tier allgemein gemachte positive Erlebnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten können dann wiederum auf die Beziehung zu Menschen übertragen werden und dabei helfen auch zwischen Menschen tragfähige Beziehungen aufzubauen.

Bei Tierbesuchsdiensten im Altenheim sind die Dialoge zwischen Mensch und Tier besonders interessant zu beobachten. „Das Gespräch mit dem Hund bewirkt neben einer ausgeprägten körpersprachlichen Kommunikation auch eine gesteigerte Aktivierung der sprachlichen Fähigkeiten des Menschen“ (Otterstedt, 2001, S. 182).

Es lässt sich abschließend sagen, dass die Begegnung und die Kommunikation mit Tieren für den Menschen „sehr hilfreich und heilsam und somit der erste Schritt zu unseren inneren Ressourcen (...)“ (Förster, 2005, S. 25) sein kann.

Die Erforschung positiver Wirkungsweisen der Mensch-Tier-Beziehung und möglicher Erklärungsansätze ist in den letzten Jahren enorm vorangeschritten und trotzdem gibt es nach wie vor kein einheitlich anerkanntes theoretisches Modell zur Mensch-Tier-Beziehung und ihrer positiver Wirkungen auf den Menschen. Auch deshalb wird das Konzept des Tiergestützten Arbeitens noch immer vielerorts nur belächelt und von so manchem Experten zu Recht kritisch beäugt. Warum genau dies so ist und was Kritiker dazu sagen, folgt nun im nächsten Punkt der Arbeit.

*„Der Himmel ist Protektionssache. Ginge es nach Verdienst,
käme nur dein Hund hinein, du bliebest draußen.“*

Mark Twain

4. Kritik

In den letzten Jahren haben tiergestützte Angebote in Deutschland einen wahren „Boom“ erlebt. Zeitung und Fernsehen berichten immer häufiger über „Wunderheilungen“ durch Delfin- oder Hippotherapie (Reittherapie) und auch Projekte mit „Klassen- oder Schulhunden“ (vgl. Anlage 3) oder Tierbesuchsdiensten (vgl. Anlage 2) in diversen Einrichtungen werden, durch positive Vorbilder inspiriert, vermehrt in unserem Land gestartet. Diese „Sensationsberichte“ führen bei vielen Menschen, die mit der Materie nicht (ausreichend) vertraut sind, zu falschen Annahmen und Erwartungen bezüglich der Möglichkeiten der Tiergestützten Methode.

Die gesamte Diskussion und Berichterstattung über die Tiergestützte Arbeit verläuft hierzulande noch sehr positiv und unkritisch – zu unkritisch!

Meiner Meinung ist es aber auch wichtig sich mit kritischen Argumenten zum Thema auseinander zu setzen, was im Folgenden geschehen soll.

Tiergestütztes Arbeiten steckt in Deutschland noch „relativ in den Kinderschuhen“ (Jonas, 2007, S. 8) – es fehlt an einheitlichen Begriffsdefinitionen (vgl. Kapitel 2, Punkt 1.2), einer gesetzlichen Aus- oder Weiterbildung, sprich an einem offiziellen Berufsbild und damit an einem professionellen Selbstbild aller Beteiligten.

Ein Dachverband oder eine Organisation wie in den USA die „Delta Society“, die sich diesen Themen annimmt ist nicht in Sicht und so fehlt es vor allem an „(...) verbindlich und allgemein anerkannten Qualitätsstandards (...)“ und einem organisierten fachlichen „(...) Austausch zwischen all jenen, die auf dem Gebiet der tiergestützten Arbeit tätig sind“ (Jonas, 2007, S. 8). Weitere Punkte gehören kritisch gemustert und hinterfragt.

Beim Einsatz von Tieren zu pädagogischen oder therapeutischen Zwecken darf man niemals vergessen, dass Tiere keinesfalls Wunder vollbringen können oder als Allheilmittel dienen. Ein Hund im Zimmer macht noch keine Psychotherapie aus, der Kontakt zum Kaninchen allein kann noch nicht als Pädagogik angesehen werden. Falsche Erwartungen helfen weder Tier noch KlientIn weiter. Um die positiven Wirkungen der Mensch-Tier-Beziehung effizient und in jeder Situation angemessen zu nutzen braucht es menschliche Anleitung und ein fachlich fundiertes Wissen des/der Professionellen. Die Nachfrage nach Weiterbildungen oder Qualifikierungskursen ist hoch, jedoch fehlt es auch hier an fachlich „(...) qualifizierten Weiterbildungsangeboten“ (Jonas, 2007, S. 8) – der Themenbereich wird ähnlich der Heilpraktikerausbildung in Deutschland noch als „Stiefkind“ (Wagner, 2007, S. 36) behandelt. In Amerika dagegen hat die Wissenschaft bereits an den Universitäten Einzug gehalten (vgl. Wagner, 2007, S. 36) und auch in Österreich werden schon länger zertifizierte Fortbildungen zu diesem Thema angeboten, was in Deutschland bislang nur über private Institutionen, zum Beispiel dem Institut für Soziales Lernen in Wendemark/ Hannover möglich ist.

Ebenfalls kann keinem Menschen der Umgang mit dem Tier aufgezwungen werden. Vor allem Menschen, die noch nie in ihrem Leben aktiv mit Tieren zu tun hatten, werden sich bei entsprechenden tiergestützten Angeboten schwer tun, da „(...) auch Beziehungen zu Tieren lange und intensiv wachsen müssen“ (Haering in: Gäng, 2005, S.10).

Ein weiterer wichtiger Punkt bei der kritischen Betrachtung des Themas ist der Tierschutzgedanke, der laut Expertenmeinungen bei so manchem Angebot nicht immer stark genug berücksichtigt wird.

Beim Tiergestützten Arbeiten hat man es immer mit lebendigen Geschöpfen zu tun, deren artspezifische Bedürfnisse und tierpsychologischen Anforderungen nie vergessen werden dürfen und deren Wohlbefinden immer Teil der Arbeit sein muss. Um dem Rechnung zu

tragen sollten die spezifischen Neigungen des Tieres „(...) im Umgang mit ihm und in die Planung und Umsetzung Tiergestützter Interventionen (...)“ (Vernooij, 2008, S. 102) mit einbezogen werde. Tiere können nicht als verfügbare Instrumente ausgebeutet und ausgenutzt werden, sondern müssen „(...) artgerecht und mit Freude und Sachkenntnis gepflegt und betreut werden (...)“ (Jonas, 2007, S. 8), denn „Tiere können uns Menschen nur dann gut tun, wenn es ihnen selber gut geht“ (Jonas, 2007, S. 8)!

Auch die in Kapitel 2, Punkt 3.3 vorgestellten Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen bzw. die Art der Darstellung dieser, werden kritisch beäugt. „Sie ist in sich völlig widerspruchsfrei, (...) durchdrungen von missionarischen, euphorischen Zügen, aufgeladen mit enormen Heilsversprechen“ (Rose, 2006, S. 213). Es fehlt dabei an „(...) kritischer Distanz, Differenzierungen und Ambivalenz“ (Rose, 2006, S. 213).

Dem Tiergestützten Arbeiten in Deutschland fehlt offensichtlich ein objektives und verlässliches Messinstrument, um die Mensch-Tier-Beziehung angemessen zu erfassen, denn auch entsprechende Studien werden stark kritisiert und in Frage gestellt.

„Die Studien, die bis jetzt vorliegen können noch keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, da sie zumeist nur Stichproben umfassen, die nicht repräsentativ sind. Zudem wurden kaum Kontrollgruppen gebildet“ (Wagner, 2007, S. 35).

Da Tiere jedoch nicht „(...) bio-chemisch oder instrumentell (...)“ (Olbrich, 2003, S. 69) auf uns Menschen wirken, wird dies nur sehr schwer in die Tat umzusetzen zu sein.

Ebenso ist im Moment noch komplett unklar „welche Disziplin dieses im Moment noch relativ undefinierte Feld am meisten beeinflussen wird (...)“ (Wagner, 2007, S. 36), was für die weitere (professionelle) Entwicklung jedoch von großer Bedeutung sein wird.

Verschiedene Forschungsrichtungen, darunter die menschliche und tierische Verhaltensforschung, die allgemeinen und speziellen Psychologien, die Soziologie, die Pädagogik, die Gerontologie und die Human- und Veterinärmedizin befassen sich zurzeit mit dieser Thematik und versuchen diese Frage zu klären (vgl. Wagner, 2007, S. 36).

Neben diesen angesprochenen Inhalten werden häufig Themen wie Hygiene, eine höhere Arbeitsbelastung oder Kosten als Gegenargumente zum tiergestützten Arbeiten aufgeführt, die jedoch im dritten Kapitel am Beispiel von Hunden in der Arbeit mit SeniorInnen konkret und ausführlich behandelt werden (vgl. Kapitel 3, Punkt 1 und 2).

Das Tiergestützte Arbeiten bzw. die Tiergestützte Pädagogik wurde nun ausführlich dargestellt, positiv aber auch kritisch begutachtet. Was diese Thematik mit Sozialer Arbeit zu tun hat, soll nun im letzten Punkt des zweiten Kapitels geklärt werden.

„Ein Leben ohne Hund ist ein Irrtum!“

Carl Zuckmayer

5. Bezug zur Sozialen Arbeit

Tiere wurden in den verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit schon früh vor allem im Bereich der Jugendhilfe gewinnbringend eingesetzt. Auf Jugendfarmen und/oder Aktivspielplätze ist das Halten ganz unterschiedlicher Tierspezies, wie zum Beispiel Kaninchen und Meerschweinchen, Schafen, Katzen, Pferden bzw. Ponies und auch Hunden schon lange an der Tagesordnung. Aber auch Aussiedlerhöfe mit Angeboten für Kinder und Jugendliche mit schwierigem bzw. herausforderndem Verhalten oder straffällig gewordenen Jugendlichen nehmen häufig die Hilfe von tierischen „Mitbewohnern“ in Anspruch – mit durchaus großem Erfolg.

In den letzten Jahren aber haben auch andere Bereiche der Sozialen Arbeit die positiven Auswirkungen des Umgangs mit Tieren für ihre KlientInnen kennen und schätzen gelernt und so breitet sich das Tiergestützte Arbeiten immer weiter durch alle Sparten unseres Berufsbildes aus. Mittlerweile gibt es Tiere sogar in Krankenhäusern, Kliniken und Hospizen, was vor einigen Jahren auf Grund von Hygienevorschriften und Hygienebedenken (vgl. Kapitel 3, Punkt 4.2) noch unvorstellbar war.

Dort helfen sie Kindern dabei, ihre Leiden für einen kurzen Moment zu vergessen, sie nehmen Eltern für einen kleinen Augenblick alle Sorgen und Ängste oder begleiten geduldig die Sterbenden und ihre Angehörigen auf ihrem letzten Weg.

Auch im Strafvollzug bzw. in der Resozialisierung von Straftätern gibt es neuerdings einige Ansätze, bei denen Tiere, hier in der Regel Hunde, eine bedeutende Rolle spielen.

Das Freiburger Gefängnis für Jugendstraftäter zum Beispiel bietet seit Anfang des Jahres einen Kurs für jugendliche Gesetzesbrecher in Untersuchungshaft an, bei dem mit der Hilfe von Hunden den „Kids“ die Wichtigkeit von Körpersprache und Haltung näher gebracht wird (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.4.5). Die Tiere helfen dabei Zugang zu den Jugendlichen zu finden, sie fungieren als „Brücke“ zwischen SozialarbeiterIn und KlientIn und sind somit wichtige Bestandteile der Gefängnisphilosophie. Und in amerikanischen Gefängnissen helfen Insassen des Schwerverbrechertrakts sogar bei der Ausbildung von Spür- und Blindenhunden (vgl. http://www.focus.de/kultur/kino_tv/underdogs-hunde-machen-knackis-zahm_aid_319266.html).

Man kann also gut und gerne sagen, dass die Tiergestützte Methode mittlerweile in fast allen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit erfolgreich praktiziert wird und eine Bereicherung zu altbewährten Methoden der Sozialen Arbeit darstellt. Tiere können als „(...) direkte und indirekte Dienstleister der Sozialen Arbeit bezeichnet werden.“ (Rose,

2006, S. 209). Sie können „ (...) den Kontakt zu KlientInnen erleichtern, Differenzen und Fremdheit zwischen den Hilfesuchenden und den Helfenden überbrücken – also der beruflichen Aufgabenstellung sehr dienlich sein“ (Rose, 2006, S. 222). Auch in der Arbeit mit SeniorInnen ist dies der Fall (vgl. Kapitel 3, Punkt 1 und 2). Tiere gehören heutzutage fast immer „(...) zur Lebenswelt der Menschen, mit denen die Soziale Arbeit zu tun hat „ (Rose, 2006, S. 209) und somit auch zum Leben von SeniorInnen. Da man in diesem Bereich der Sozialen Arbeit wie bereits erwähnt in letzten Zeit verstärkt versucht den Gedanken der Lebensweltorientierung (vgl. Kapitel 1, Punkt 4) in die tägliche Arbeit mit den KlientInnen zu integrieren, wäre es widersprüchlich und kontraproduktiv, Tiere aus dem Leben der SeniorInnen völlig auszuschließen, wie es zum Beispiel durch Tierhalteverbote in Einrichtungen geschieht. Vielmehr macht die Integration der tierischen Helfer in den Alltag der SeniorInnen Sinn, da sie oftmals „(...) existentiell bedeutsame Beziehungsobjekte (...)“ (Rose, 2006, S. 209) darstellen, die darüber hinaus als „Eisbrecher“ zwischen KlientIn und SozialarbeiterIn fungieren und helfen können Vertrauen schneller aufzubauen. Dabei nicht vergessen darf man jedoch, dass „(...) soziale Differenzen bei der Mensch-Tier-Beziehung (...)“ (Rose, 2006, S. 222) durchaus vorhanden sind, d.h. nicht in allen Kulturen die selben Tiere als „hoffähig“, liebenswert, nützlich oder rein angesehen werden. „(...) Die ethnisch-kulturelle Gebundenheit von Tierimaginationen (...)“ (Rose, 2006, S. 222) wird bisweilen leider völlig übersehen und missachtet. Der Speichel von Hunden zum Beispiel gilt in der muslimischen Religion als unrein, der Kontakt zu Hunden kann für muslimische KlientInnen daher niemals völlig unbelastet stattfinden. Solche Überlegungen müssen im Vorfeld Tiergestützter Angebote innerhalb der Sozialen Arbeit überdacht werden, jedoch ist „das Wissen um kulturspezifische Tiertabus und -verständnisse (...)“ (Rose, 2006, S. 223) wie so viele Themen Tiergestützter Pädagogik in der Sozialen Arbeit noch unzureichend entwickelt. Trotz des durchaus häufigen Einsatzes von Tieren in verschiedenen Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit ist auch der Diskurs zum Thema „Tiere und Soziale Arbeit“ bislang nur rudimentär entwickelt und muss erst noch fachlich formiert werden (vgl. Rose, 2006, S. 211). „Aus der Sozialen Arbeit heraus werden bislang (...) kaum eigene Impulse gesetzt“ (Rose, 2006, S: 211), vielmehr bedient man sich oftmals an den Ergebnissen und der Fachlichkeit der „Tiergestützten Therapie“ (vgl. Kapitel 2, Punkt 1.2.4) (vgl. Rose, 2006, S. 211). Für die Soziale Arbeit ist es jedoch nicht damit getan sich Fachlichkeit und Fachkontexte aus anderen Bereichen des Tiergestützten Arbeitens zu „leihen“, vielmehr müssten positive Erfahrungen aus dem eigenen Berufsbild genug Anstoß sein, die Tiergestützte Methode innerhalb der Sozialen Arbeit professionell voranzutreiben. Nur dann kann es gelingen diese Methode innerhalb der Sozialen Arbeit fachlich fundiert zu begründen und die Methode professionell zu etablieren und „salonfähig“ zu machen.

„Wir schenken unseren Hunden ein klein wenig Zeit. Dafür schenken sie uns restlos alles, was sie uns zu bieten haben. Es ist zweifelsohne das beste Geschäft, was der Mensch je gemacht hat.“

Roger Andrew Caras

1. „Klassische“ Arten der Integration

Ähnlich wie in Krankenhäusern, Kliniken und Gefängnissen, war auch im Bereich von SeniorInnenheimen die Tierhaltung vor einigen Jahren noch undenkbar. Mittlerweile sprechen jedoch nur noch ca. 3% aller Einrichtungen in Deutschland ein generelles Tierhalteverbot aus, 86% haben selber Tiere oder erlauben ihren BewohnerInnen ein eigenes Haustier (vgl. Kapitel 2, Punkt 1.1 und 1.2) und sogar 96% der Heime ermöglichen Besuche nicht institutionsangehöriger Tiere (vgl. Kapitel 2, Punkt 1.3) (vgl. Greiffenhagen, 2007, S. 110). Im folgenden Punkt der Arbeit sollen daher nun die drei „klassischen“ Arten der Integration von Tieren in den Alltag von SeniorInnen vorgestellt werden, bevor im zweiten Punkt des Kapitels auf alternative Modelle und Ideen eingegangen wird. Es handelt sich hierbei um die unterschiedlichen Integrationsarten in SeniorInnenheimen jeglicher Art (vgl. Anlage 1), also um die Integration von Tieren in die stationäre Arbeit (vgl. Kapitel 1, Punkt 3.4) mit SeniorInnen.

In diesem Kapitel wird die tiergestützte Methode nicht allgemein, sondern spezifisch am Beispiel von Hunden in der Arbeit mit SeniorInnen verdeutlicht, da ich in diesem Bereich eigene praktische Erfahrungen in meine Überlegungen mit einbeziehen kann und die Mensch-Hund-Beziehung für mich darüber hinaus eine Sonderstellung innerhalb der Mensch-Tier-Beziehungen einnimmt (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.2).

1.1 Die BewohnerInnen haben einen eigenen Hund

Die Zeiten (80er Jahre), in denen das Alters- und Pflegeheim „Drei Linden“ (Oberwil bei Basel) Schlagzeilen machte, weil dort die Haltung von Tieren offiziell gestattet und sogar empfohlen wurde, sind glücklicherweise längst vorbei (vgl. Schaefer, 2005, S. 53).

Argumente gegen die Haltung von Tieren in SeniorInnenheimen, wie etwa Hygienebedenken (vgl. Kapitel 3, Punkt 4.2), eine gestiegenen Arbeitsbelastung für das Personal (vgl. Kapitel 3, Punkt 4.1) oder mögliches Konfliktpotential zwischen den BewohnerInnen auf Grund der Tierhaltung haben sich in diversen Modellprojekten, Untersuchungen und Studien nicht bewahrheitet – im Gegenteil!

Tiere in der Einrichtung führen sogar eher zu einer positiveren Grundstimmung, wie Studien der Uni Erlangen beweisen, sie verbessern die Interaktionsfähigkeit der Menschen und helfen somit Konflikte zu vermeiden oder schneller zu lösen.

Die Haltung eigener Haustiere, auch die Hundehaltung, ist dadurch in den letzten Jahren in vielen Einrichtungen genehmigt worden.

Der Hund als Partner und Freund ist vor allem im letzten Lebensdrittel von uns Menschen ein hilfreicher Begleiter, da der Bekanntenkreis langsam schrumpft und neue soziale Kontakte nicht mehr so einfach aufgebaut werden können. Daher gestatten mittlerweile viele SeniorInnenheime ihren BewohnerInnen den eigenen Hund mit in die Einrichtung zu bringen, obwohl gerade bei dieser Tierart die anfänglichen Bedenken bzgl. des Zeit- und Arbeitsaufwandes für die Tiere sehr groß waren.

Die wichtige Funktion des Hundes als „treuester Freund des Menschen“ kommt vor allem in schwierigen Situationen zum Tragen, was der Umzug in ein Heim für viele Betroffene ohne Zweifel darstellt.

Geliebte Dinge, wie Möbel- oder Kleidungsstücke müssen oft zurückgelassen werden, die gewohnte Umgebung, der vertraute Freundeskreis, die Familie werden verlassen, kurz gesagt, „(...) viele Dinge, die einem während des Lebens ans Herz gewachsen sind (...)“ (Otterstedt, 2001, S. 57) dürfen nicht mit ins neue Leben genommen werden.

Dies ist für viele Menschen mit „(...) Gefühlen der Angst, der Ohnmacht und dem Bewusstsein, nun ganz auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein“ (Otterstedt, 2001, S. 58) verbunden. Gerade in so einer Phase sind Körper und Seele der SeniorInnen besonders verletzlich. Ein weiterer Verlust, nämlich der des geliebten Hundes, verstärkt in der Regel diese Anfälligkeit und führt dazu, dass BewohnerInnen noch intensiver unter den Veränderungen ihres Alltags leiden (vgl. Otterstedt, 2001, S. 58).

Immer mehr SeniorInnenheime bei denen die Tierhaltung erlaubt ist beobachten, „(...) dass Bewohner, die ihre eigenen Haustiere mitbringen dürfen, sich viel schneller auf ihren neuen Lebensabschnitt einlassen. Die Trauer nach dem Abschied vom eigenen Alltag daheim wird hier mit dem Haustier geteilt und neue soziale Kontakte werden mit Hilfe der Tiere leichter aufgebaut“ (Otterstedt, 2001, S. 58).

Darüber hinaus hält ein Hund bis ins hohe Alter fit und aktiv und motiviert die SeniorInnen dazu aus dem Haus zu gehen, sich zu bewegen, zu leben.

Dadurch werden körperliche Gebrechen oder Krankheiten abgeschwächt oder verhindert und die Lebensqualität der BewohnerInnen um ein Vielfaches gesteigert. Durch dieser Förderung durch Tiere ist sogar eine Reduzierung von Medikamenten, vor allem von Beruhigungs-, Schlaf- und Schmerzmitteln in den entsprechenden Einrichtungen zu verzeichnen (vgl. Otterstedt, 2001, S. 59/60).

Trotz dieser positiven Argumente für Hunde in den Einrichtungen gibt es auch bei diesem Ansatz, gerade explizit bei der Hundehaltung in SeniorInnenheimen, negative Aspekte, die es zu bedenken gilt.

Zu erst einmal muss geklärt werden, die Haltung welcher Tierarten im Heim erlaubt ist. Als Kriterium hierfür dient oftmals die Forderung, dass sich der/die BesitzerIn eigenständig um das Tier kümmern kann, das heißt es füttert und pflegt und die tierärztliche Versorgung gewährleistet und finanziert ist.

Ist dann geklärt welche Tierarten im Heim unter welchen Bedingungen erlaubt sind, gibt es besonders bei der Haltung von Hunden einige wichtige Punkte zu bedenken.

Oftmals ist es schwierig nach dem Tod von BewohnerInnen neue Herrchen oder Frauchen für die meist schon betagten Vierbeiner zu finden, der Weg ins Tierheim scheint oft vorprogrammiert. Auch wer sich bei Krankheiten oder körperlichen Leiden der Besitzer um den Hund kümmert, sollte im Vorfeld abgeklärt werden, da die Versorgung eines Hundes z.B. im Vergleich zu Katzen eben doch deutlich mehr Zeit in Anspruch nimmt.

Patenschaften für die Tiere durch AnwohnerInnen oder MitbewohnerInnen, die sich im Todes- oder Krankheitsfall ergänzen und gegenseitig unterstützen oder die Kooperation mit ansässigen Tierschutzvereinen könnten mögliche Lösungen für dieses Problem sein.

Auf der anderen Seite ist es wichtig im Vorfeld zu klären, ob nur ein beim Einzug vorhandener Hund in der Einrichtung erlaubt ist, oder ob andere BewohnerInnen sich auch nach ihrem Einzug einen Hund anschaffen dürfen, bzw. der Hund nach seinem Tod durch einen anderen wieder ersetzt werden darf. Eine uneinheitliche Regelung an dieser Stelle könnte zu Missgunst und Eifersucht zwischen den BewohnerInnen führen und die positiven Aspekte der Hundehaltung ins Negative kehren.

Gerade bei Hunden ist es darüber hinaus sehr wichtig, verbindliche „Spielregeln“ für alle BewohnerInnen aufzustellen, zum Beispiel was das Laufen ohne Leine im Heim und in der Parkanlage oder der Aufenthalt in Gemeinschaftsräumen betrifft, denn nicht jede/r BewohnerIn hat zwangsläufig ein positive Haltung gegenüber dieser Tierspezies und manche haben sogar Angst vor diesen.

Auch mögliche Allergien von MitbewohnerInnen und denkbare Lösungen für dieses Problem sollten wenn bekannt möglichst im Vorfeld bedacht werden.

Neben diesen Rahmenbedingungen spielt bei der Hundehaltung natürlich auch das Wesen des Hundes eine entscheidende Rolle, aggressive oder sogar bissige Tiere und übertriebene „Klänner“ können selbstverständlich nicht ohne weiteres in den Heimalltag integriert werden, da sie zwangsläufig mit anderen Menschen in Kontakt kommen werden.

Selbst wenn SeniorInnen nicht mehr „fit“ genug für einen eigenen Hund sind, gibt es Ansätze, die ihnen trotzdem den Kontakt zu Hunden ermöglichen. Im nächsten Punkt wird das Konzept von heimeigenen Hunden bzw. Stationshunden vorgestellt.

1.2 Das Heim hält einen Hund (Stationshund oder Tier von Pflegepersonal)

Eine Alternative zum eigenen Hund im SeniorInnenheim, bei der die BewohnerInnen selber weit weniger Verantwortung übernehmen müssen als im vorangegangenen Modell, stellt die kontrollierte Anschaffung und Haltung und die Einbindung und Integration von Tieren in den Heimalltag seitens der Heimverwaltung/Heimleitung dar.

Bei diesem Ansatz gibt es vom heimeigenen Außengelände mit Streichelzoo oder Bauernhof bis hin zur Heimkatze oder dem Stationshund ganz unterschiedliche Möglichkeiten der Umsetzung.

Ein Hund wird beispielsweise meist als Heim- oder Stationstier angeschafft, lebt in der Einrichtung oder verbringt die Nächte bei einem/r MitarbeiterIn des Pflegepersonals oder der Heimleitung und wird von den HeimbewohnerInnen quasi als „lebendes Inventar“ (Vernooij, 2008, S. 153) gesehen.

Die Versorgung (Fütterung, Gassi gehen, tierärztliche Versorgung usw.) wird dabei normalerweise von MitarbeiterInnen des Heimes übernommen, wobei auch oftmals die freiwillige Hilfe und Unterstützung von BewohnerInnen dabei gerne angenommen wird.

Bei dieser Form der Integration von Hunden in den Heimalltag von SeniorInnen findet die Interaktion zwischen Mensch und Hund sehr ungezwungen und frei statt. Sowohl Mensch als auch Hund können die Form und den Zeitpunkt des Zusammenseins selbstständig planen und bestimmen. Sehr wichtig dabei ist, dass dem Hund zu jeder Zeit die Möglichkeit gegeben wird, sich aus der Situation „auszuklinken“, wenn es ihm zu viel wird, z.B. in dem man ihm einen „Ruheplatz“ zuweist oder bestimmte „Ruhezeiten“ ausgemacht werden. Ansonsten kann die Arbeit für einen Heim- oder Stationshund nämlich mit sehr viel Stress und Aufregung verbunden sein, weil er die Kontakt- und Aufmerksamkeitsbedürfnisse aller Heim- bzw. StationsbewohnerInnen alleine befriedigen soll/muss. Darüber hinaus muss man den Hunden genügend Auslauf und eine Ablenkung bzw. einen Ausgleich zu ihrem anstrengenden „Job“ anbieten, damit sie den BewohnerInnen jeden Tag glücklich und zufrieden entgegentreten können. Da der Hund oft keinen „richtigen Besitzer“ hat, sondern dem „Heim als Ganzes“ bzw. „Allen“ gehört, wird dies leider sehr häufig vergessen und keiner fühlt sich dann wirklich verantwortlich dafür, dass der Hund ausreichend beschäftigt ist, artgerecht behandelt wird oder vor Überlastung geschützt wird. Dies kann schlimme Folgen, unter anderem schwerwiegende und für die Menschen gefährliche Aggressionen seitens des Hundes haben.

Noch entscheidender als beim letzten Modell ist bei diesem Ansatz das Wesen des Hundes – es ist der entscheidende Faktor für das Gelingen so eines Projektes.

Nicht alle Hunde eignen sich für diese Art der Arbeit mit den Menschen, rassetypische

Eigenarten (z.B. Schutztrieb von Herdenschutzhunden oder der Bewegungsdrang von Lauf- und Windhunden), aber auch alters- und krankheitsbedingte Leiden oder schlechte Erfahrungen aus der Vergangenheit müssen bei der Auswahl des Hundes bedacht werden.

Heim- oder Stationshunde müssen gerne mit vielen verschiedenen Menschen in Kontakt kommen und sich von diesen auch anfassen und streicheln lassen wollen und dürfen vor allem keine Angst vor lauten Äußerungen, ungewohnten Gerüchen oder unkontrollierten Bewegungen haben, da diese im Alltag (mit SeniorInnen) sehr häufig vorkommen.

Auch bei diesem Modell muss es außerdem allgemein gültige „Spielregeln“ geben, z.B. was das Füttern des Hundes seitens der BewohnerInnen angeht. Bei diesem Punkt macht es Sinn die Fütterung von festgelegten und konstanten MitarbeiterInnen (oder von dem/r BesitzerIn, die das Tier auch über Nacht beheimatet) durchführen zu lassen, denn gerade Hunde brauchen ein oder zwei Hauptbezugspersonen, brauchen einen „Rudelführer“.

Ansonsten wird bei diesem Ansatz oftmals kritisiert, dass die Hunde sich die meiste Zeit des Tages unbeaufsichtigt und damit auch unkontrolliert im Heim oder auf der Station frei bewegen können. Ein sehr guter Grundgehorsam ist daher von großer Bedeutung, aber auch dieser kann nicht verhindern, dass Menschen mit dem Tier in Kontakt kommen, die den Wunsch und das Bedürfnis danach gar nicht haben (vgl. Vernooij, 2008, S. 154).

Es sollte daher unbedingt dafür gesorgt sein, „(...) dass Heimbewohner mit Allergien oder solche, die kein Interesse an Tieren haben, problemlos die Möglichkeit haben, den Kontakt mit den Tieren zu vermeiden“ (Vernooij, 2008, S. 154) ohne dabei von der Teilnahme am Heimalltag ausgeschlossen zu werden. „Tierfreie Zonen“ (Vernooij, 2008, S. 154) können dazu dienen, „(...) dass jeder Bewohner selbst entscheiden kann, ob und wann er Kontakt mit den Tieren aufnimmt“ (Vernooij, 2008, S. 154).

Trotzdem sollten alle Beteiligten (BewohnerInnen, MitarbeiterInnen, Heimleitung, Ärzte usw.) vor dem Start eines solchen Projektes dem Einzug des Hundes zustimmen, um Konflikte diesbezüglich möglichst zu vermeiden.

Es lässt sich sagen, dass ein Heim- oder Stationshund eine sehr große Bereicherung für den Alltag der BewohnerInnen von SeniorInnenheimen und auch dem Pflegepersonal darstellen kann. Es müssen jedoch auch bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, um für alle Seiten einen Nutzen zu bringen. „Das professionelle Interesse und die fachliche Auseinandersetzung mit der Versorgung, der Pflege und dem Verhalten des Tieres sind nötig, vor allem aber ein engagiertes Pflegeteam, das in dem Hund nicht eine potentielle Mehrbelastung, sondern einen liebevollen Kollegen und einen Gewinn für die ganze Station bzw. Wohngruppe sehen kann“ (Otterstedt, 2001, S. 62). Ein gelungenes Beispiel dieser Art wird auf der nächsten Seite vorgestellt, ein weiteres in Anlage 12.

„Sami“:

„Sami“, ein Labradormischling fand vor einigen Jahren im Münchner Altenheim „Heiliger Geist“ ein neues Zuhause in einer Wohngruppe für SeniorInnen und gilt seither als positives Vorbild und Beispiel für das Gelingen eines solchen Projektes.

Die Anschaffung des Hundes wurde dabei keinesfalls unüberlegt getroffen, sondern im Vorfeld mit allen Beteiligten besprochen und diskutiert. Erst als die BewohnerInnen, ihre Angehörigen, die MitarbeiterInnen und auch die beteiligten Ärzte und der medizinische Dienst der Krankenkassen nichts gegen den Einzug des Hundes hatten, wurden die Überlegungen in die Tat umgesetzt.

Natürlich wurde „Sami“ im Vorfeld tierärztlich durchgecheckt, geimpft und gechipt. Die Wohngruppenleiterin ist bei diesem Beispiel die rechtliche Besitzerin, jedoch werden alle anfallenden Ausgaben (Versicherung, Steuer, Nahrung, Tierarzt) durch das Team, durch Spenden von Angehörigen und Freunden sowie durch Patenschaften finanziert.

Sami bewegt sich den ganzen Tag frei in der Wohngruppe und wird durch die BewohnerInnen und das Pflorgeteam liebevoll umsorgt.

Zwei MitarbeiterInnen kümmern sich dabei besonders intensiv um „Sami“ und sind auch für die Mittagsspaziergänge und die Fütterung des Tieres zuständig.

Das Team beobachtet täglich, dass „Sami“ die BewohnerInnen der Wohngruppe in vielfältiger Art und Weise fördert (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3) und empfindet den Hund auf Station als große Bereicherung und Arbeitsentlastung.

Wie bereits erwähnt, läuft „Sami“ tagsüber auf dem Flur und in den Zimmern der Gruppe frei herum, Abends und Nachts geht er mit der Nachtwache von Zimmer zu Zimmer.

Darüber hinaus besitzt „Sami“ ein eigenes kleines Reich, in das er sich jeder Zeit zurückziehen kann und in dem er auch seine Mahlzeiten erhält.

Küche und Medikamentenzimmer sind für den Vierbeiner tabu.

„Sami“ ist mittlerweile aus dem Team der Wohngruppe nicht mehr weg zu denken. Er fördert die Mobilisierung, die Feinmotorik, die Aufmerksamkeit, die Entspannung und die Gedächtnisleistung der BewohnerInnen, verbessert die Gesamtatmosphäre im Haus und stärkt das Teambewusstsein und die Arbeitsfreude der PflegerInnen und ist demnach ein wichtiger Indikator für die Steigerung der Lebensqualität und des Wohlbefindens aller am Projekt Beteiligten.

(vgl. Otterstedt, 2001, S. 60-62)

1.3 Tierbesuchsdienste

Die dritte und in Deutschland am häufigsten angewendete Form der klassischen Integration von Tieren in den Alltag von BewohnerInnen aus SeniorInnenheimen stellt der so genannte Tierbesuchsdienst dar. Die Methode ist durch diverse Berichterstattungen in der Öffentlichkeit mittlerweile doch sehr bekannt und die Ergebnisse dieses Konzepts können durchaus als „erfolgreich“ (Greiffenhagen, 2007, S. 115) bezeichnet werden.

Das Interesse der Medien scheint dabei absolut von Nutzen zu sein, neue Initiativen und Vereine schießen seit einigen Jahren vermehrt aus dem Boden, immer mehr Ehrenamtliche erklären sich bereit mit ihren Tieren an solchen Programmen teilzunehmen – kurzum: „Kaum ein anderer Teilaspekt des Themas Tiere als Therapie ist auf einem so guten Weg wie die Besuchsprogramme“ (Greiffenhagen, 2007, S. 116).

Bei dem Modell der Tierbesuchsdienste besuchen ehrenamtliche Privatleute oder MitarbeiterInnen von Tierheimen oder Tierschutzorganisationen mit ihren Schützlingen stundenweise die Einrichtungen.

Je nach Gestaltung des Programms kann dies zu festgelegten Zeiten einmal wöchentlich bzw. monatlich oder auch sehr spontan und zeitlich flexibel geschehen.

Kaninchen, Katzen und vor allem Hunde eignen sich für diesen Ansatz besonders, er ist jedoch theoretisch mit fast jeder anderen Tierart, z.B. Vögeln oder Reptilien ebenfalls denkbar.

Hundebesuchsprogramme werden mittlerweile in einer Vielzahl von Einrichtungen regelmäßig angeboten. Der kontaktfreudige Vierbeiner eignet sich am Besten für solche Besuche, da er die Mehrzahl der erforderlichen Eigenschaften von Natur aus und durch seinen engen Kontakt mit dem Menschen von vorne herein mitbringt und in der Regel selbst großen Spaß an der „Arbeit“ mit den SeniorInnen hat.

Solche Programme ermöglichen den BewohnerInnen die vielen positiven Erfahrungen (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3) der Begegnung mit dem Hund, ohne dass die Einrichtung dabei eine größere Arbeitsbelastung oder Mehrkosten (vgl. Kapitel 3, Punkt 4) zu tragen hat.

Auch haben viele SeniorInnen Angst einen eigenen Hund zu halten, weil sie im Krankheits- bzw. Todesfall oder beim Umzug in ein Altenpflegeheim nicht wollen, dass das geliebte Tier unversorgt zurückbleibt (vgl. Braun, 2003, S. 325). Gerade deshalb bieten Tierbesuchsprogramme oftmals die optimale Lösung für beide Seiten.

Bei der Ausgestaltung der Besuchsprogramme sind der Phantasie und Kreativität kaum Grenzen gesetzt und daher laufen sie von Einrichtung zu Einrichtung auch immer ein

wenig unterschiedlich und sehr individuell ab. Wichtige Punkte, die es generell zu bedenken gibt, sind unter anderem die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten, ggf. nach einem Rahmenprogramm und die Frage der personellen Begleitung des Programms von Seiten des Heimes.

Vom Grundprinzip laufen die meisten Hundebesuchsprogramme ähnlich ab.

Die sorgfältig ausgesuchten Hunde werden während der Besuche von ihren Bezugspersonen begleitet und betreut. „Der Besuchshund bedarf keiner speziellen Ausbildung, auch wenn er über gewisse Charaktereigenschaften wie Kontaktfreudigkeit im Bezug auf Menschen, soziale Sicherheit, Umweltsicherheit, Belastbarkeit, hohe Stresstoleranz, Vertrauen zu der Bezugsperson, Kontrollierbarkeit (...) verfügen sollte“ (Wagner, 2007, S. 91). Häufig werden bei Hundebesuchsprogrammen Vierbeiner aus dem Tierheim oder mit einer Vergangenheit im Tierheim eingesetzt. Hunde, die eine eigene Leidensgeschichte aufzuweisen haben, scheinen ein besonders großes Talent für den Einsatz im Tierbesuchsdienst zu besitzen. „Diese Hunde haben ähnliche Erfahrungen wie die Menschen, mit denen sie in Kontakt kommen“ (Wagner, 2007, S. 91).

Oftmals finden Hundebesuchsprogramme bei Kaffee und Kuchen in einem großen Saal bzw. bei schönem Wetter im Garten/Park statt, um auch den teilnehmenden Menschen den Kontakt untereinander zu erleichtern. Die Hunde laufen dabei in der Einrichtung oder den Außenanlagen normalerweise frei herum.

Für bettlägerige oder kranke BewohnerInnen besteht darüber hinaus die Möglichkeit von Einzelbesuchen der Tiere auf den Zimmern der Betroffenen. So wird gewährleistet, dass auch durch körperliche Leiden von der Gemeinschaft isolierte SeniorInnen, in einem geschützten Rahmen und ganz in Ruhe den Kontakt zu den Hunden erleben können.

Carola Otterstedt begleitete Ende der 1990er Jahre ein Tierbesuchsprogramm in einem Münchener Altenheim und verfasste dabei eine Studie mit dem Thema „Tierbesuchsdienst in einem Altenpflegeheim“ (Otterstedt, 2001, S. 62). Sie beschäftigt sich dabei vor allem mit der Frage, ob der Kontakt zu Tieren die (physische, psychische, mentale) Gesundheit fördert oder eher belastet, aber auch ob die Begegnung mit Tieren die Lebensqualität der BewohnerInnen steigern kann und ob die tierischen Helfer bei den BewohnerInnen überhaupt erwünscht sind oder von diesen eher abgelehnt werden. In dieser Studie erarbeitete sie einige bemerkenswerte Ergebnisse zum Vorschein. Davon sind einige in Anlage 13 dargestellt sind.

Es lässt sich abschließend sagen, dass „(...) Tierbesuche eine wichtige Wirkung auf Körper, Seele und Geist sowie soziale Kontakte“ (Otterstedt, 2001, S. 71) haben.

Trotzdem ist auch bei diesem Konzept nicht alles nur „eitel Sonnenschein“, Enttäuschungen und Rückschläge sind möglich. Daher sollten vor allem die Abschiede von den Tieren am Ende des Tierbesuches bewusst gestaltet und durch Fachpersonal begleitet ablaufen, da diese oft einen sehr traurigen Moment für die BewohnerInnen darstellen. Fotos oder Stofftiere sowie gemeinsame Gespräche über die Vierbeiner können helfen die Erinnerungen lebendig zu halten und die Vorfreude auf den nächsten Besuch zu steigern (vgl. Otterstedt, 2001, S. 71).

Bei allen drei bislang vorgestellten Entwürfen überwiegen die positiven Erfahrungen im Umgang mit den Tieren deutlich gegenüber den Bedenken und Zweifeln (vgl. Kapitel 3, Punkt 4), die im Vorfeld eines solchen Projektes oftmals vorherrschen.

Dies ist ein Grund, warum es neben diesen „klassischen“ Arten der Integration von Tieren in den Alltag von SeniorInnen mittlerweile eine ganze Reihe von alternativen und innovativen Ideen zu diesem Thema gibt. Daher werden im nächsten Punkt zwei neue und sehr individuelle und einzigartige Umsetzungsmöglichkeiten der tiergestützten Methode in der Arbeit mit SeniorInnen kurz vorgestellt.

*„Hunde haben alle guten Eigenschaften der Menschen,
ohne gleichzeitig ihre Fehler zu besitzen.“*

Friedrich der Große

2. Alternative Modelle

Nicht nur die in Kapitel 3, Punkt 1 vorgestellten Arten der Integration von tierischen Helfern in den Alltag von SeniorInnen kann für diese eine große Bereicherung darstellen. Etliche weitere Ideen zu diesem Thema wurden in den letzten Jahren vermehrt in die Tat umgesetzt. Stellvertretend sollen an dieser Stelle zwei relativ junge Konzepte kurz dargestellt werden.

2.1 „Dog-Institut“ Berlin

Das „Dog-Institut“ in Berlin ist eigentlich eine klassische Hundeschule, deren Trainerin sich auf die Verhaltenstherapie spezialisiert hat, aber auch Welpen- und Seniorenkurse für Hunde, Agility, Erlebnisspaziergänge und die Ausbildung zum Therapiehund anbietet.

Die Kooperation mit dem Berliner Seniorenheim „Haus am Park“ entstand eher zufällig, es gab keine detaillierte Planung des Projektes im Vorfeld und die Einbindung der SeniorInnen in die Arbeit der Hundepsychologin und ihrer KlientInnen war in der ursprünglichen Konzeption gar nicht enthalten.

Maja Nowak, die bereits seit mehreren Jahren mit ihrem Therapiehund „Viktor“ die Einrichtung besuchte und dabei therapeutisch eine Gruppe von Demenzzkranken und Wachkomapatienten des Heims begleitete, bekam von dessen Leiter das Angebot, die neben dem Haus gelegene und bis dato völlig ungenutzte Wiese kostenlos für ihre Arbeit mit den Hunden des Instituts zu nutzen.

So begann sie dort mit Einzeltraining und Gehorsamskursen für Hunde und ihre Besitzer. Nach und nach entdeckten die SeniorInnen des Heimes das bunte Treiben auf der Wiese, erste Zuschauer kamen zu den Unterrichtseinheiten und mit der Zeit wurden interessierte Beobachter sogar ins Training mit den Vierbeinern eingebunden.

Sie helfen den Besitzern bei der Umsetzung der Übungen und dürfen in manchen Fällen sogar die Hunde selbstständig führen. Wer nicht selbst aktiv am Geschehen auf dem Platz teilnehmen kann, besetzt die Loge am Fenster und erfreut sich dabei an der ungewöhnlichen Abwechslung im Heimalltag.

Am beliebtesten sind bei allen Beteiligten die Minuten nach dem Training. Dann dürfen die Hunde von den SeniorInnen gestreichelt und gefüttert werden, Bälle und Frisbees fliegen übers Gelände. Es findet ein reger Austausch statt, gemeinsame Gespräche nicht nur über die Hunde, sondern auch über Themen wie „Älter werden“ oder „Krankheit“ finden Raum und Zeit und so sind aus diesem zufälligen Zusammenkommen der Generationen schon etliche Bekanntschaften und sogar Freundschaften entstanden.

Viele TeilnehmerInnen der Kurse besuchen das SeniorInnenheim seither auch in ihrer Freizeit im Rahmen von Tierbesuchsdiensten (vgl. Kapitel 3, Punkt 1.3) oder nehmen interessierte BewohnerInnen auf ihre täglichen Spaziergänge mit dem Hund mit. Positive Auswirkungen dieses Verhaltens (vgl. auch Kapitel 2, Punkt 3.3) sind deutlich zu sehen.

Für die SeniorInnen stellen die Einheiten auf der Wiese das absolute Highlight des Tages dar, „(...) die Einschaltquoten tagsüber sind drastisch gesunken“ (Brixner, 2008, S. 12).

Beim Pflegerpersonal des Hauses überwog zu Beginn des Projektes noch die Skepsis, mittlerweile verbringen viele von ihnen ihre Mittagspausen ebenfalls in Gesellschaft der Hunde und freuen sich über die Abwechslung zu ihrem anstrengenden Beruf. Einige der BetreuerInnen nehmen inzwischen sogar ihre eigenen Vierbeiner mit zur Arbeit, wo sie als „Stationshunde“ (vgl. Kapitel 3, Punkt 1.2) die HeimbewohnerInnen erfreuen.

Auch wenn die Kooperation von Hundeschule und SeniorInnenheim in diesem Fall nicht von vorne herein bewusst geplant war, kann man doch sagen, dass sie für alle Beteiligten eine große Bereicherung ist, die keiner der Involvierten je wieder missen möchte.

2.2 Aktion „Gassigeher“ im Tierheim/Tierschutzverein

Ein weiterer sehr interessanter Entwurf zur Integration von Hunden in den Alltag von SeniorInnen stellt das Konzept „Gassigeher im Tierheim“ dar.

Dabei wird interessierten SeniorInnen die Möglichkeit gegeben im Tierheim als „Gassigeher“ und Hundepate in Aktion zu treten. Als solcher darf man mit „seinem“ Hund Gassi gehen, bei der Fütterung helfen oder einfach nur Zeit mit seinem Vierbeiner verbringen, die meist zum Kuscheln, Streicheln und Schmusen genutzt wird.

Bei einem mir bekannten Modell dieser Art werden bei der Kooperation meist Hunde des „Gnadenhofes“ des Tierschutzvereins eingesetzt. Diese haben wie ihre betreuenden „Herrchen/Frauchen auf Zeit“ oftmals selbst körperliche Leiden, Handicaps oder Krankheiten, sind meistens sehr alt und werden in der Regel nicht mehr vermittelt. Dies hat zum einen den Vorteil, dass sie auf Spaziergängen für die SeniorInnen gut zu führen sind, weil sie nicht wie ein junger Hund stark an der Leine ziehen etc. und dass die SeniorInnen sich nicht alle paar Wochen auf einen neuen Vierbeiner einstellen müssen, da ihr „Patentier“ vermittelt wurde. Diese ständigen Beziehungsabbrüche, verbunden mit dem dazugehörigen Abschiedsschmerz, würden den Aufbau einer engen Freundschaft zu den Tieren stark beeinträchtigen und so ist die Lösung mit den für Hundeinteressenten meist nicht relevanten Gnadenhoftieren für alle Beteiligten die beste Lösung.

Die SeniorInnen (meist 5-7) treffen sich also ein- bis zweimal wöchentlich und fahren meist gemeinsam mit einer Betreuerin mit Bus und Bahn zum Tierheimgelände.

Dies hat den Vorteil, dass sie die Verkehrsanbindung des SeniorInnenheims sowie die nähere Umgebung gut kennen lernen. Die Mobilität, Vitalität und Aktivität wird nicht nur bei der Anreise, sondern natürlich vor allem bei den gemeinsamen Spaziergängen gestärkt, die in der Regel ca. 1 Stunde dauern. Die Treffen sind nicht verbindlich, es müssen nicht alle angebotenen Termine von allen teilnehmenden SeniorInnen wahrgenommen werden, jedoch will meist keiner der Paten ein Treffen mit „seinem Liebling“ verpassen und so wird sich bei Wind und Wetter auf den Weg gemacht.

Einmal im Monat organisieren die SeniorInnen darüber hinaus eigenständig einen „Stammtisch“ im Gemeinschaftssaal des Tierheims, zu dem auch Tierheim-MitarbeiterInnen und externe Gassigeher oder Paten herzlich willkommen sind und oft zahlreich erscheinen.

Bei diesem Modell zeigt sich erneut wie gut Tiere als „Brücke“ und „Bindeglied“ zwischen Menschen fungieren können und SeniorInnen dabei vor Isolation und Einsamkeit schützen können und gleichzeitig körperlich aktiv halten.

Dieses Beispiel zeigt meiner Meinung nach deutlich welches großes Potential in der Arbeit bzw. Begegnung mit Tieren schlummert und wie unglaublich motivierend Tiere auf uns Menschen wirken können. Bei diesem Beispiel erleben die SeniorInnen nicht nur die unterschiedlichen positiven Auswirkungen der Mensch-Hund-Beziehung (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3), sondern lernen darüber hinaus die Infrastruktur ihrer Umgebung kennen (durch An- und Abreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln) und kommen mit vielen Menschen in Kontakt, sodass ihr sozialer Horizont durch dieses Projekt erweitert wird. Sie erfüllen gleichzeitig eine wichtige Aufgabe für den örtlichen Tierschutz und kommen sich dadurch wertvoll und nützlich vor. Dieses Beispiel zeigt die enormen Ressourcen, die im Tiergestützten Arbeiten liegen und meiner Meinung nach noch nicht ausreichend genutzt werden, denn z.B. auch die offene Arbeit mit SeniorInnen könnte durch ähnliche Modelle und Projekte enorm von der Unterstützung tierischer Helfer profitieren. Wie gut Tiere SeniorInnen tun, ganz egal in welchem Modell, wird im nächsten Punkt beschrieben.

*„Kauf einen jungen Hund, und du wirst für dein
Geld wild entschlossene Liebe bekommen.“*

Rudyard Kipling

3. Wirkung von Hunden auf die Lebensqualität, Mobilität und Vitalität der BewohnerInnen

Der Umgang mit Tieren und ganz speziell der Umgang mit Hunden hat für SeniorInnen eine insgesamt sehr positive Wirkung auf allen Ebenen (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3).

Sämtliche Bereiche des menschlichen Daseins, Körper, Geist, Seele und das soziale Umfeld werden durch den Kontakt mit ihnen angesprochen und angeregt (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3). Tiere haben demnach für die Arbeit mit SeniorInnen einen großen praktischen Nutzen: „ (...) Sie erfüllen ganz einfach und doch effizient die drängenden Bedürfnisse alter Menschen“ (Olbrich, Ford; 2003, S. 307).

Die Art des Zusammenkommens (vgl. Kapitel 3, Punkt 1 und 2) scheint dabei nicht von wesentlicher Bedeutung zu sein. Beim Stationshund „Sami“ (vgl. Anlage 12) spricht Otterstedt von einer gestiegenen Lebensqualität, da die BewohnerInnen durch „Sami“ aus ihrer Isolation heraus und erneut mit der Natur und dem Tier in Kontakt treten können, aber auch beim Tierbesuchsdienst macht sie eine große körperliche, geistige, seelische und soziale Motivation durch den Kontakt mit den Tieren aus.

Studien, Befragungen und eigene praktische Erfahrungen stützen diese Erkenntnisse (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3) – Tiere fördern unser Wohlbefinden und steigern unsere Lebensqualität, dies ist auch im Falle von SeniorInnen nicht anders!

In Kapitel 2, Punkt 3.3 wurden bereits viele der positiven Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen in allen Bereichen ausführlich dargestellt und ihre Auswirkungen in einigen Beispielen auch auf SeniorInnen und die Arbeit mit ihnen bezogen, was an dieser Stelle deshalb nicht noch einmal wiederholt wird.

Gerade bei der Arbeit mit SeniorInnen scheint mir jedoch ein Punkt besonders wichtig und wertvoll für die Arbeit mit ihnen zu sein: Tiere, vor allem Hunde, helfen SeniorInnen dabei „fit“ zu bleiben, sie steigern Mobilität und Vitalität, dienen dadurch als eines Art Krankheits- oder Verletzungsprävention und reduzieren sogar in vielen Fällen die Notwendigkeit von Medikamenten (vgl. Olbrich, Ford; 2003; 310).

Ein Studie von Judith Siegel aus dem Jahre 1990 untermauert diese Annahme: Sie fand heraus, „(...) dass ältere Menschen, die ein Heimtier haben, zu 16% seltener Besuche bei einem Arzt machten als eine vergleichbare Gruppe ohne ein Heimtier. Besonders deutlich wurde dies bei Hundebesitzern. Sie machten bis zu 21% weniger Arztbesuche“ (Olbrich, Ford; 2003; S. 309). Tiere können sogar einen positiven Einfluss auf die Lebenserwartung von uns Menschen haben! Frische Luft, tägliche Bewegung, der Kontakt zu Außenwelt, soziale Beziehungen, die Liebe zu einem Lebewesen – Erklärungen für dieses Phänomen gibt es zahlreiche, wobei auch an dieser Stelle erneut eine wissenschaftliche Erforschung und Begründung fehlt oder zumindest nur ungenügend vorhanden ist. Man kann aber sagen, dass Tiere dazu beitragen „(...) ein optimales Niveau der Aktivität im Alltag zu leben (...)“ (Olbrich, Ford; 2003; S. 310) und deshalb dabei helfen, die Effektivität menschlichen Verhaltens zu verbessern, da sie vor zu „(...) niedriger Aktivierung (...)“ (Olbrich, Ford; 2003; S. 310) schützen. Die menschlichen Ressourcen werden also angesprochen, gefördert und optimal genutzt. Daher kann das Konzept des Tiergestützten Arbeitens meiner Meinung nach auch sehr gut mit dem Konzept der Lebensweltorientierung (vgl. Kapitel 1, Punkt 4) in Verbindung gebracht oder als eine zusätzliche Möglichkeit der Umsetzung dieses Konzeptes gesehen werden, weil die Lebensweltorientierung viele der angesprochenen Punkte als wichtige Elemente beinhaltet, z.B. Ressourcenorientierung, Aktivierung der KlientInnen bzw. Steigerung des Aktionsradius, „gelingenderer Alltag“ etc..

Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass Tiere an sich oder der Umgang mit ihnen SeniorInnen „sozial attraktiv“ (vgl. Otterstedt, 2001, S. 56) halten. „Angehörige, Freunde und Bekannte, vor allem Kinder, werden durch die Tiere besonders motiviert den alten Menschen zu besuchen“ (Otterstedt, 2001, S. 56). Dadurch werden SeniorInnen vor

Isolation und Einsamkeit bewahrt, das soziale Netzwerk bleibt weitestgehend erhalten, es werden also nicht nur personale Ressourcen, sondern auch die sozialen Ressourcen des Umfelds genutzt. Auch dieser Punkt ist im Konzept der Lebensweltorientierung enthalten bzw. ein wichtiger Bestandteil dessen und der beständige Kontakt zu Familie und Freunden trägt außerdem enorm zur Steigerung der Lebensqualität von SeniorInnen bei.

Es lässt sich also abschließend sagen, dass der Umgang und Kontakt mit Tieren SeniorInnen im Allgemeinen sehr gut tut und sie in vielfältiger Art und Weise fördert, was wiederum der in der Arbeit mit SeniorInnen oftmals geforderten Lebensweltorientierung Rechnung trägt und somit in den allermeisten Fällen dem gesamten Heim zugute kommt. Entsprechende Kooperationen oder Modelle (vgl. Kapitel 3, Punkt 1 und 2) sollten daher wenn möglich immer berücksichtigt und umgesetzt werden, da sie für alle Beteiligten in der Regel einen großen Gewinn bedeuten.

Es gibt jedoch auch einige Argumente, die trotzdem gegen die Tierhaltung in SeniorInnenheimen sprechen, die im letzten Punkt des Kapitels kurz erläutert werden sollen.

*„Wir müssen uns das Vertrauen und
die Freundschaft eines Hundes nicht erwerben –
er wurde uns als Freund geboren.“*

Maurice Maeterlinck

4. Argumente gegen Tiere bzw. Hunde im Heim

Einige oft aufgeführte Argumente gegen die Tierhaltung in SeniorInnenheimen, die vor allem bei der Hundehaltung sehr häufig genannt werden, sollen in diesem letzten Punkt des Kapitels kurz aufgezeigt werden.

4.1 Arbeitsbelastung

Vor der Integration von Tieren in den Heimalltag von SeniorInnen haben vor allem PflegerInnen große Angst vor zusätzlicher Arbeitsbelastung, die durch ein Tier möglicherweise entstehen könnte. Viele BewohnerInnen und ein schlechter Stellenschlüssel bedeuten viel Arbeit und Zeitdruck für alle MitarbeiterInnen. Es hat sich jedoch gezeigt, dass ein Tier auf Station die Arbeitsbelastung nicht erheblich steigert,

sondern in vielen Fällen der belastende und schwierige Arbeitsalltag durch die Anwesenheit der Tiere sogar als angenehmer und leichter empfunden wird. Auch ein Projekt in Melbourne, bei dem Boxerhündin „Honey“ als Stationshund in den Alltag der geriatrischen Caulfield-Klinik integriert wurde, zeigt diese Ergebnisse. „Honeys Einsatz wurde von Monat zu Monat günstiger beurteilt. (...) Kaum eine Sorge hatte sich als berechtigt erwiesen. Selbst Pfleger, die den Hund zunächst als Störung empfanden, nannten Honey jetzt eine Bereicherung des Klinikalltags. (...) Einige Pfleger meinten sogar, ihre Arbeit sei seitdem eher leichter als schwerer geworden, weil die Station insgesamt fröhlicher wirkte als vor Honeys Ankunft“ (Greiffenhagen, 2007, S. 109).

Damit die Anwesenheit eines Tieres nicht als Mehrbelastung oder Störung empfunden wird, ist es wichtig im Vorfeld mit allen Beteiligten zu sprechen und sie am Projekt, wenn gewünscht, zu beteiligen. Die anfallenden Arbeiten im Bezug auf die Tiere, bei Hunden zum Beispiel die Fütterung und das „Gassi-Gehen“, müssen gut organisiert sein und sollten nur von MitarbeiterInnen ausgeführt werden, die sich dazu freiwillig bereit erklären. Dann können Tiere eine Bereicherung und Abwechslung im monotonen Heimalltag darstellen – für BewohnerInnen und MitarbeiterInnen!

4.2 Hygiene

Auch das Thema „Hygiene“ galt lange Zeit als eine der Standardausreden gegen das Halten von Tieren in SeniorInnenheimen, Kliniken oder Anstalten.

„Tiere schleppen Schmutz ein“ oder „Tiere schleppen Krankheitserreger ein“ (Schwarzkopf, 2003, S. 106) waren die gängigen Meinungen vieler Kritiker.

Es lässt sich jedoch sagen, dass zum Beispiel das Risiko einer Krankheitsübertragung von Tier auf Mensch verschwindend gering ist, wenn sich alle Beteiligten an gewisse „Spielregeln“ halten: Eine „artgerechte Haltung des Tieres, gesunde Ernährung von Mensch und Tier, Vermeiden von Küssen von Tieren und Händewaschen (...)“ (Schwarzkopf, 2003, S. 110) tragen dazu bei, dass hygienische Bedenken in Bezug auf den Kontakt von Mensch und Tier auf ein Minimum reduziert werden können.

Tiere, die zum Alltag von SeniorInnenheimen gehören, sollten natürlich darüber hinaus mindestens einmal im Jahr dem Tierarzt vorgestellt werden, müssen immer geimpft, entwurmt und frei von Parasiten wie Flöhen oder Zecken sein.

Auch von gesetzlicher Seite steht dem Einsatz von Tieren in SeniorInnenheimen nichts entgegen, es gibt „(...) keine Rechtsnorm, die den Umgang mit Tieren in Einrichtungen des Gesundheitsdienstes definitiv verbietet“ (Schwarzkopf, 2003, S. 111). Jedoch fordert §36 des Infektionsschutzgesetzes von Gemeinschaftseinrichtungen generell die

Erstellung eines Hygienekonzeptes, das in einem Hygieneplan niedergelegt wird. Ein Beispiel für solch einen Hygieneplan ist in Anlage 14 zu sehen.

Es lässt sich sagen, dass bei gewissenhaftem Einhalten dieser wenigen Regeln das Thema „Hygiene“ keinen Hinderungsgrund für Tiere in SeniorInnenheimen darstellt.

„(...) Die zu erwartende Freude und heilende Auseinandersetzung mit dem Tier“ (Schwarzkopf, 2003, S. 115) überwiegt bei weitem die möglichen Infektionsrisiken und auch SeniorInnenheimen mit „(...) langjährigen Tiererfahrungen sind keine Verletzungen oder Erkrankungen durch Tiere bekannt“ (Otterstedt, 2001, S. 125).

4.3 Kosten

Die Ausbildung eines Blinden- Behindertenbegleit- oder Epilepsiehundes kann zwischen 10 000 und 15 000 Euro kosten, die in Deutschland nicht von der Krankenkasse getragen wird. So müssen die Besitzer für ihre tierischen Helfer teuer bezahlen.

Dagegen sind Privat- oder Stationshunde im SeniorInnenheim regelrechte Schnäppchen, Besuchshunde meist sogar ganz kostenfrei für die Einrichtungen. Doch auch die Haltung anderer Tierarten stellt für die meisten Einrichtungen in der Regel kein unüberwindbares Hindernis dar. Viele der anfallenden Kosten, z.B. für Tierarzt, Futter, Spielzeug etc. können außerdem oftmals durch Patenschaften von Angehörigen, MitarbeiterInnen oder dem ansässigen Tierschutzverein übernommen oder durch Spenden (mit)finanziert werden. So kann man zu dem Ergebnis kommen, dass der Nutzen durch die Tiere in den Einrichtungen viel höher zu bewerten ist, als die am Ende zu tragenden Kosten.

4.4 Unfall- oder Verletzungsgefahr

Ein weiterer Punkt, den es bei der Integration von Tieren in SeniorInnenheimen zu beachten gilt, ist die von ihnen ausgehende erhöhte Unfall- oder Verletzungsgefahr.

Tiere können kratzen oder beißen, wobei letzterem schon bei der Auswahl der Tiere entgegen gewirkt werden kann. Trotzdem sind Tiere immerzu ein Stück weit unberechenbar und können natürlich nicht ununterbrochen zu 100% kontrolliert werden.

Es hat sich jedoch auch bei diesem Punkt gezeigt, dass anfängliche Befürchtungen in der Regel unbegründet waren und dass die von Tieren ausgehende Unfallgefahr sehr gering ist. Dies war auch im Falle von „Honey“ (vgl. Kapitel 3, Punkt 4.1) so: „Viele befürchteten, der Hund werde die Station in ein Chaos stürzen (...).Kaum eine Sorge hatte sich als berechtigt erwiesen. Man stellte zwar fest, dass der Hund, wie befürchtet, gelegentlich

einem alten Menschen zwischen die Beine geriet und im Weg herumstand; aber wirklich gestört fühlte sich dadurch niemand“ (Greiffenhagen, 2007, S. 109).

Und auch die Zahl der tatsächlich zu verzeichnenden Unfälle, die durch Tiere (vor allem herumliegende oder heruntollende Hunde) in SeniorInnenheimen passieren, ist verschwindend gering (ca. 20 Unfälle bei 10 000 Einsätzen).

In vielen Einrichtungen mit Tiererfahrung herrscht sogar die Meinung, dass die Tiere, besonders Hunde, eher als Unfallprävention statt als Unfallgrund angesehen werden können, da sie die Menschen motivieren sich zu bewegen und aktiv zu bleiben. Dadurch werden Motorik, Mobilität und Vitalität gefördert. Dies hilft, Unfälle durch körperliche Schwächen oder Gebrechlichkeit zu vermeiden.

4.5 Andere BewohnerInnen, Allergien o.ä.

Damit sich andere BewohnerInnen, die den Tierkontakt auf Grund von vorhandenen Allergien oder persönlichen Abneigungen meiden, nicht durch die Anwesenheit der Tiere gestört werden, ist es wichtig bestimmte Zonen der Einrichtung „tierfrei“ zu gestalten (vgl. Kapitel 3, Punkt 1.2). Die Chance noch im hohen Alter eine neue Tierhaarallergie bei Menschen auszulösen, ist sehr gering. Ab etwa 55 Jahren werden bestehende Allergien eher abgebaut, während in der Regel keine neuen entstehen (vgl. Frömmling, 2006, S.97). Um Streitereien, Machtkämpfe und Eifersüchteleien unter den BewohnerInnen zu vermeiden, sollten in einer Informationsveranstaltung allen Beteiligten die Fakten genannt werden. Dann kann sich jede/r dazu seine eigene Meinung bilden und bei anstehenden Problemen seine Bedenken äußern oder bei Entscheidungen seine Vorschläge dazu beitragen. Gemeinsam erarbeitete allgemein gültige „Spielregeln“ sollten dann an alle BewohnerInnen ausgeteilt und in der Konzeption der Einrichtung festgehalten werden, damit auch zukünftige BewohnerInnen auf die gleichen Grundlagen zurückgreifen können.

All die aufgeführten Punkte, die gegen die Haltung oder den Besuch von Tieren in Einrichtungen für SeniorInnen sprechen, haben sich durch praktische Erfahrungen in diversen Institutionen so gut wie nie bewahrheitet und gelten heute in der Regel nicht mehr als Argumente, Tieren den Zutritt zu SeniorInnenheimen zu verbieten.

Auch dieser Punkt spricht dafür, dass Hunde das Leben von SeniorInnen bzw. von allen Menschen bereichern können und man kann Alfred Brehm nur Recht geben, der sagt:

*„Mensch und Hund ergänzen sich hundert- und tausendfach;
Mensch und Hund sind die treuesten aller Genossen!“*

„Hunde lügen nie, wenn es um Liebe geht.“

Jeffrey Moussaieff Masson

Fazit, Ausblick und abschließende Worte

„Tiere öffnen Welten“. So oder so ähnlich könnte das Fazit dieser Arbeit aussehen, meine persönliche Bilanz jedoch fällt etwas anders aus.

Die Zielgruppe „SeniorInnen“ fand ich für die Erarbeitung des Themas sehr spannend. Auch in der Zukunft wird diese Gruppe weiter anwachsen und damit immer mehr in den Fokus der Sozialen Arbeit rücken. Modelle, die diese Menschen in ihrem Alltag und bei ihrer Alltagsbewältigung fördern und unterstützen werden damit auch in den nächsten Jahren weiter dringend benötigt, Angebote der Sozialen Arbeit müssen vielseitig und individuell gestaltet sein, um eine große Spannweite an KlientInnen anzusprechen. Die Tiergestützte Methode stellt hierbei sicherlich eine geeignete Umsetzungsmöglichkeit dar.

Mir war es bei dieser Arbeit wichtig die positiven Wirkungen von Tieren auf uns Menschen aufzuzeigen und die Chancen, die darin für die Soziale Arbeit mit SeniorInnen liegen, hervorzuheben. Dies wird in den vielseitigen Wirkungsweisen von Tieren auf Menschen (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3) sichtbar. Man hat gesehen, dass Tiere uns Menschen auf allen Ebenen, sprich auf der körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Ebene, ansprechen und fördern können und gerade im Umgang mit SeniorInnen enorm motivierend und aktivierend auf die Betroffenen wirken. Es ist jedoch davon abzusehen zu viele Hoffnungen in die Tiere zu stecken, die Ziele zu hoch zu stecken, da Tiere weder als Allheilmittel noch als Wunderwaffe dienen können. Menschliche und tierische Eigenschaften, Eigenarten und Erfahrungen sollten beim Einsatz von Tieren immer berücksichtigt werden. Man darf nie vergessen, dass man es mit Lebewesen zu tun hat. Die SeniorInnen und die Tiere müssen daher angemessen behandelt werden.

Die verschiedenen Arten der Integration von Tieren in den Alltag von SeniorInnen zeigen deutlich, dass alle vorgestellten Modelle sowohl Vor- als auch Nachteile haben und daher immer individuell und im Einzelfall entschieden werden sollte, für welche Einrichtung bzw. für welche/n SeniorIn welches Modell am sinnvollsten erscheint. Rahmenbedingungen, wie z.B. die Finanzierung müssen immer im Vorfeld geregelt sein, Schnellschüsse und voreilige Entscheidungen helfen niemand weiter. Eine längere Planung mit nachhaltigen und lang anhaltenden Wirkungen ist daher immer sinnvoll und erstrebenswert.

Die intensive Beschäftigung mit dem Thema der Tiergestützten Methode innerhalb der Sozialen Arbeit am Beispiel von SeniorInnen hat mir sehr wohl gezeigt wie vielfältig die Einsatzmöglichkeiten und positiven Auswirkungen von Tieren auf uns Menschen sind. Sie hat mir jedoch auch verdeutlicht, wie viel dem Modell des Tiergestützten Arbeitens innerhalb unseres Berufsbildes noch fehlt, um wirklich als fachlich fundiert und professionell angesehen werden zu können. Nicht nur beim Verfassen der kritischen Stimmen (vgl. Kapitel 2, Punkt 4) zum Thema Tiergestützte Pädagogik, sondern auch bei der Auseinandersetzung mit dem Bezug des Themas zur Sozialen Arbeit (vgl. Kapitel 2, Punkt 5) wurden mir die Lücken und Mängel in Professionalität und Qualität eklatant vor Augen geführt. Die positiven Auswirkungen der Mensch-Tier-Beziehung (vgl. Kapitel 2, Punkt 3.3) werden deshalb bei weitem noch nicht effizient genug genutzt, nicht alle entwickelten Modelle und Projekte innerhalb der Sparte sind für die KlientInnen nützlich oder hilfreich. Auch innerhalb der Arbeit mit SeniorInnen sind nicht alle Konzepte brauchbar, alternative Modelle (vgl. Kapitel 3, Punkt 2) wie sie in der Arbeit vorgestellt wurden sollten viel häufiger angedacht werden, da diese die SeniorInnen wirklich ganzheitlich und effektiv fördern und neben dem Tierkontakt etliche weitere positive Auswirkungen für die SeniorInnen mit sich bringen. Trotzdem halte ich nach wie vor jedes Modell, das SeniorInnen oder Menschen im Allgemeinen den Kontakt zu Tieren ermöglicht für eine Bereicherung des Alltags und des Lebens der KlientInnen. Die Zukunft der Tiergestützten Methode in der Arbeit mit SeniorInnen bzw. im gesamten Arbeitsbereich „Soziale Arbeit“ wird in der Fachliteratur eigentlich durchweg positiv bewertet und dieser Einschätzung kann ich mich nur anschließen. Es ist jedoch unabdingbar, dass endlich eine Qualifizierung und Professionalisierung der Methode und aller an ihr beteiligter Fachkräfte vollzogen wird, um sie ähnlich effektiv wie die Tiergestützte Therapie im therapeutischen Kontext, innerhalb der Arbeitsfelder unseres Berufes gewinnbringend einzusetzen.

Mein Studium begann ich mit dem Traum auch in meiner späteren Arbeit die einzigartige Beziehung und Bindung zwischen Mensch und Tier zu nutzen. Dieser Traum ist auch nach dem Verfassen dieser Arbeit nicht geplatzt, sondern hat sich viel eher in ein konkretes Ziel umgewandelt. Ich bin sehr froh, dass ich bei der Erstellung dieser Arbeit die Möglichkeit hatte die Tiergestützte Methode mit all ihren positiven und negativen Seiten besser kennen zu lernen und sich mein Gefühl hinter diesem Konzept zu stehen weiter verfestigt hat. Nach wie vor bin ich überzeugt, dass „Tiere Welten öffnen“ – bestimmt nicht nur für mich...